BIBLIOTHECA PONTIFICII INSTITUTI

PASTOR BONUS

ZEITSCHRIFT FUER KIRCHLICHE WISSENSCHAFT UND PRAXIS

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER IN VERBINDUNG MIT DEN PROFESSOREN DER PRIESTERSEMINARE VON MAINZ U. LIMBURG

48. JAHRGANG 10. HEFT JANUAR 1937

VERLAG DER PAULINUSDRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Versuch einer Erwachsenen-Katechese / Magr. Dr. Schlich, Koblenz-Neuendorf 289
Fünfzig Jahre Trierer Priesterseminar seit seiner Wiedereröffnung nach dem Kulturkampf / Prof. Dr. Matthias Schuler, Trier 296
Urchristliches Frauenapostolat — Priska — / Prof. Dr. Ketter, Trier . . . 305
Pfarrer Jean Baptiste Berger (1806—1888) / Prorektor Schüller, Boppard 310

Bücherbesprechungen:

Trevirensia: Steinhausen / Schuler, Trier 317
Altes Testament: Heinisch, Leimbach / Theis, Trier 318
Dogmatik: Junglas, Quasten / Backes, Trier 319
Eingesandte Schriften 319

Zum 1. Januar 1937 erschien in unserm Verlag im Auftrag der Bischöflichen Behörde der vielseitig erwartete

Liturgische Kalender 1937

für das Bistum Trier / 120 Seiten stark, broschiert 60 Pfg.

Allen Gläubigen des Bistums Trier bietet dieser Liturgische Kalender sich an. Für alle Tage sagt er ihnen, was der Priester am Altare betet. Es soll dadurch eine innere Gemeinschaft zwischen Priester und Volk bei der Feier der heiligen Messe gefördert werden.

Die Angaben, die der Liturgische Kalender für die einzelnen Tage macht, ermöglichen es, im Messbuch alles zu finden. **Den Gläubigen, die aus einem deutschen Messbuch beten, wird er ganz unentbehrlich sein!**

Ohne ihn können sie an vielen Tagen nicht wissen, welche Messfeier gehalten wird. **Dem Küster und Organisten wird es leichter gemacht, den heiligen Dienst vorzubereiten** hinsichtlich der Paramente, des Messbuches, der Lieder.

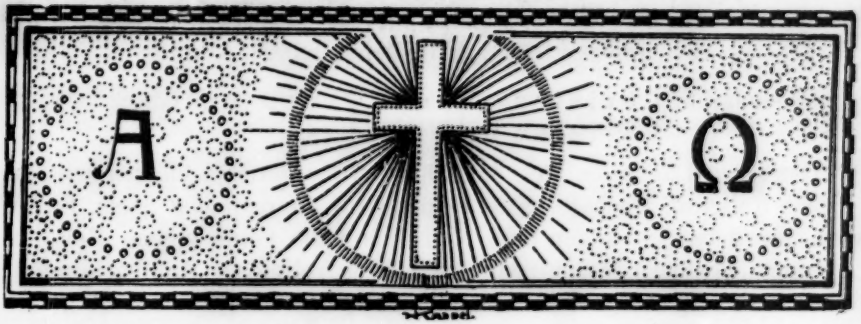
Der Liturgische Kalender, der nun hiermit zum ersten Male offiziell erscheint, soll uns lehren, zu beten mit der gesamten heiligen Kirche und ihrem Oberhaupt, dem Heiligen Vater, auch zu beten für die großen Anliegen unserer Kirche. Zwei große Anliegen werden uns für jeden Monat genannt, als Gebetsmeinung des Papstes.

Der Liturgische Kalender

ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Die Anschaffung ist auf Kosten der Kirchenkasse gestattet.

Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH. Trier



Versuch einer Erwachsenen-Katechese

Von Msgr. Dr. Schlich, Pfr. Koblenz-Neuendorf.

Erwachsenen-Katechesen sind notwendig zur Vertiefung und Verteidigung des Glaubens. Sie müssen der Gegenwartslage entsprechend die modernen Irrlehren behandeln. Das geht nicht mit allgemeinen Redensarten. Die Angriffe müssen mit den Worten und Formulierungen der Gegner vorgetragen und dann im einzelnen spezialisiert und widerlegt werden. Je sachlicher, desto wirksamer; dazu ist eindringliches Studium und schriftliche Vorbereitung nötig.

Es dürfte sich empfehlen, die Fragen der neu herausgegebenen Katechismus-Wahrheiten zu Grunde zu legen. Diese bilden aber nur das Gerippe. Man kann die Fragemethode, soweit es möglich ist, mässig anwenden, wird aber die Erwachsenen nicht antworten lassen. Es sind ja wohl stets einige Kinder der Oberklasse da, die zur Belebung gerne die Antworten sagen.

Die Erwachsenen-Katechesen können etwa zweimal im Monat gehalten werden:

1. Die eine halbe Stunde der Heiligen Stunde am Abend vor dem Herz-Jesu-Freitag, danach Gebete.

2. An einem Sonntag in der Monatsmitte abends in der Andacht, mit vorheriger Einladung an alle. Oder, wann es sonst gut paßt.

Einige Mitbrüder haben mir gesagt, es seien besonders für jüngere, vielbeschäftigte Geistliche konkrete Unterlagen und Ausarbeitungen wünschenswert. Der Artikel von H. Faßbinder im Bistumskalender S. 40, bietet solche in Kürze. Ich habe daher geglaubt, der Redaktion des P. b. eine von mir gehaltene Katechese anbieten

zu sollen mit dem Anheimgeben, sie zu veröffentlichen, falls ihr Druck manchen einen kleinen Hilfsdienst leisten könnte.

Gegenstand: Christentum und Judentum oder Christus und Paulus.

Heute wird oft behauptet, das Christentum sei eine jüdisch-orientalische Religion. Deshalb passe es nicht für die deutsche Seele. Es sei ein Gewächs des Judentums. Christus habe keine eigene Religion gebracht, sondern nur allgemeine Lehren religiöser Art verkündigt, aber keine Kirche gestiftet. Paulus habe das Alte Testament in die Kirche eingeführt und so die „Verjudung" des Christentums verschuldet. Darum sei das Christentum wie das Judentum abzulehnen.

Diese Angriffe verstoßen gegen die Grundlehren des Christentums. Sie verstoßen aber auch so sehr gegen die Wahrheit, daß die Kinder, die ihren Katechismus und die Bibel gut gelernt haben, sie widerlegen können.

Ich frage die Kinder: Ist es wahr, daß Christus nicht daran dachte, eine Kirche zu gründen? — Wie sagte Jesus zu Petrus? — Wie hat er die Kirche gestiftet? Frage 16 der Katechismus-Wahrheiten: Worin besteht das wahre und wirkliche Christentum? — Also: Es ist nötig, daß man alles glaubt, was Christus gelehrt, und alles tut, was er angeordnet hat. Wenn also einer sagt, Christus war ein gelehrter Mann, eine große Persönlichkeit, aber er war nicht Gott: Was ist der nicht mehr? — kein Christ.

Gott hat das Judenvolk im A. T. auserwählt, damit der Glaube an den einen wahren Gott und die Hoffnung auf den Erlöser der Welt erhalten werde.

Fr. 17: Welches war die größte Ehre des jüdischen Volkes? ... daß aus ihm der Erlöser hervorging. Was sagt der Heiland selbst in diesem Sinne? „Das Heil kommt von den Juden" (Jo. 4, 22).

Fr. 18: Welches war aber die größte Sünde des jüdischen Volkes? ... daß es den Erlöser und seine Lehre verwarf. Und deshalb hat Gott es selbst verworfen. Ist also das Christentum dieselbe Religion wie das Judentum? Nein, das Christentum ist eine von dem Judentum verschiedene, neue und vollkommenere Religion. Das Christentum ist niemals die dem jüdischen Volk eigene Religion gewesen.

So, liebe Zuhörer, damit haben wir die Grundlage gelegt. Nun trage ich euch die Angriffe der neuen Religionsstifter, die an Stelle des Christentums eine Rassenreligion, die sog. Deutsch-

religion gründen wollen, im einzelnen genau und wörtlich so vor, wie sie in ihren Büchern, vor allem in dem Buch: „Mythus des 20. Jahrhunderts", stehen.

Fr. 9: Welches ist der Hauptunterschied zwischen einem Mythus und dem katholischen Christentum? Ein Mythus ist eine Religion, die ein Mensch sich selbst erfunden hat. Unser katholisches Christentum ist aber die Religion, die der Sohn Gottes uns Menschen gegeben hat.

Zu dem Gegenstand: Christentum und Judentum behandeln wir heute zwei Punkte. Es wird behauptet: 1. Paulus habe die Lehre Christi umgedeutet und das Alte Testament in die Kirche gebracht. 2. Paulus habe das Evangelium Christi aus Eigennutz und Ruhmsucht gepredigt.

Zu 1: Im Mythus heißt es wörtlich: „Matthäus und Paulus haben uns Jesus als den ‚Erfüller' des jüdischen Messiasgedankens beschert zum Unheil für die ganze abendländische Kulturwelt" (S. 605). Der Mythus übernimmt den Satz Lagardes: „Paulus hat das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einfluß das Evangelium, soweit dies möglich, zu Grunde gegangen ist" (S. 457). „Unbewußt entschlüpft dem Pharisäer Paulus ein alljüdisches Bekenntnis: Was haben denn die Juden für Vorteil? (S. 605). Des Paulus „Lehren bilden bis heute trotz aller Rettungsversuche den jüdisch-geistigen Grundstock, gleichsam die talmudistisch-orientalische Seite der römischen, aber auch der lutherischen Kirche" (S. 75).

Zu 2: „Die christliche, die alten Lebensformen aufwühlende Strömung erschien dem Pharisäer Saulus vielversprechend und ausnutzbar" (S. 74). „Die falsche Demut, gepaart mit dem Schielen auf Weltherrschaft, ein brünstiges, wie bei allen Orientalen ‚religiöses' Verlangen, hier selbst an der Spitze der Rebellierenden zu marschieren, war die Paulinische Verfälschung der großen Gestalt Christi" (S. 606).

Wie können wir nun diese ungeheuerlichen Vorwürfe widerlegen und als unhaltbar nachweisen? Ist denn wirklich ein Gegensatz zwischen der Lehre Christi und des heiligen Paulus? Nein. Paulus lehrte das, was Christus verkündigt hatte. „Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch überliefert habe"; schreibt er den Korinthern (1. Kor. 11, 20).

Was Christus gepredigt hat, wissen wir aus den vier Evangelien. Was Paulus gelehrt hat, ist enthalten in den 14 Briefen, die er an die von ihm bekehrten Christengemeinden, an Völker, Städte und Einzelpersonen gerichtet hat.

Vergleichen wir die Lehre Christi mit den Predigten des heiligen Paulus, so finden wir keinen Gegensatz, sondern Gleichheit und Übereinstimmung.

Nicht „Paulus hat das Alte Testament in die Kirche gebracht". Die Stellung Christi und des heiligen Paulus zum Alten Testament war die gleiche.

Jesus sagt von den Juden: „Sie haben Moses und die Propheten. Diese mögen sie hören (Luc. 19, 29). „Ihr forschet in den Schriften. Sie sind es, die von mir Zeugnis geben" (Joh. 5, 39). Christus beruft sich oft auf das A. T.

Paulus tut dasselbe im gleichen Sinne. So schreibt er z. B. an seinen Schüler Timotheus: „Bleibe bei dem, was du gelernt hast und dir anvertraut worden ist. Du weißt ja, von wem du es gelernt hast, und kennst von Kindheit an die heiligen Schriften. Sie können dich unterweisen über das Heil in Christus Jesus. Jede von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Widerlegung, zur Zurechtweisung und zur Unterweisung in der Gerechtigkeit" (1. Tim. 3, 14). Unter „Heiligen Schriften" kann Paulus hier nur das A. T. verstehen, denn die Schriften des N. T. gab es in der Jugendzeit des Timotheus noch nicht.

Was ist denn vom A. T. ins Neue übergegangen?

Beim A. T. ist zu unterscheiden zwischen dem, was dauernden Wert hat und bleibende Wahrheit ist, und dem, was nur vorübergehenden Wert und eine vorbereitende Aufgabe hatte.

Zu den ersteren Wahrheiten gehören die Glaubenslehren, z. B. Lehre von Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; von der Abhängigkeit des Menschen von Gott; Gottes Eigenschaften, Gerechtigkeit, Heiligkeit usw. vom Menschen als Ebenbild Gottes; ferner die Zehn Gebote Gottes, die nicht bloß für die Juden, sondern für alle Menschen verpflichtend waren. Diese und noch viele andere Wahrheiten des A. T. werden sowohl von Jesus wie von Paulus anerkannt und gepredigt.

Nur hat Jesus eine weit darüber hinausgehende Frohbotschaft von der Erlösung von Schuld und Sünde zu verkündigen. Und Paulus erklärt: Er will nicht seine Menschenweisheit predigen und keinen neuen Glauben verkünden, sondern Christus und sein Evangelium. Deshalb mahnt er die Christen, treu den überkommenen Glauben in Ehren zu halten, selbst wenn ein Engel vom Himmel käme und ein anderes Evangelium verkündete (Gal. 1, 8).

Da die Juden ihn als Abtrünnigen von ihrem Volke verfolgten und verdächtigten, mußte er sich schon damals feierlich verwahren, nicht „Fälscher des Evangeliums" zu sein. Er schreibt an die Korinther:

„Wir sind nicht Fälscher des Wortes Gottes, sondern aus lauterer Gesinnung, wie einer der aus Gott redet, reden wir vor Gott in Christus" (2. Kor. 2, 17).

Nein, nicht an Paulus ist, „das Evangelium, soweit als möglich zu Grunde gegangen" (S. 457). Im Gegenteil. Der Kampf um die Reinheit des Evangeliums Christi, der einmaligen, höchsten und vollendeten Offenbarung Gottes, hat Paulus unsägliche Leiden und Verfolgungen gebracht.

Der Heiland spricht sich in der Bergpredigt über seine Beziehungen zum A. T. aus. Er sagt: „Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, sie aufzuheben, sondern um sie zu erfüllen" (Matth. 5, 17).

In der Tat hat der Heiland am Sittengesetz nichts geändert. Die zehn Gebote waren und sind seine Grundlage und der praktische Ausdruck des ewigen Gesetzes. Aber er hat es erfüllt, d. h. vervollkommnet und zur Vollendung gebracht. Er hat den wahren Sinn wieder klar und verständlich hergestellt und von pharisäischen Umdeutungen gereinigt. Er betonte: Nicht der Buchstabe, sondern der Geist ist das Maßgebende. Er verlangt nicht bloß die Tat, sondern die Gesinnung. „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten. Ich aber sage euch, daß ein jeder, der seinem Bruder zürnet, des Gerichtes schuldig sein wird" (Matth. 5, 21).

Was aber das Ritual- und Ceremonialgesetz des A. B. und seine blutigen und unblutigen Opfer und den ganzen Gottesdienst angeht, so hatten diese alle nur vorübergehenden Wert und die Aufgabe, auf Christus vorzubereiten. Sie hatten Geltung, „bis alles erfüllt war" (Matth. 5, 18) d. h. bis zum Tode Christi und bis zur Herabkunft des Hl. Geistes. Als Christus das Kreuzesopfer dargebracht hatte, da wurde die Beobachtung des jüdischen Ritualgesetzes nutzlos und verderblich. An Stelle des A. T. trat der Neue Bund. Das Gesetz und die Propheten hatten ihr Ziel in Christus, so schreibt Paulus an die Römer (10, 4). Sie waren nur ein Führer zu Christus (Gal. 3, 22), ein Schattenbild des kommenden Christus (Col. 2, 16). Das A. T. verliert mit Christus seine Gültigkeit (2 Kor. 3, 18).

So lehrt Paulus über das A. T. das gleiche wie Christus. Beide bekämpfen die spezifisch jüdischen Anschauungen, die dem Judenvolk einen Vorrang vor allen anderen Völkern zusprachen. Daraus hatte sich die Hoffnung auf einen irdisch-

politischen Messias entwickelt, der das Judenvolk zu nationaler Einheit und Größe führen sollte. Diesen Gedanken lehnte Christus als Friedensfürst und Retter von Tod und Sünde ab und sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" (Joh. 18, 36.)

Das spätere Judentum und die pharisäische Schrift-Umdeutung haben den vom A. T. verkündigten Gnadenvorzug in einen naturhaften Vorrang der Rasse umgedeutet. Israels höchste Ehre, daß aus ihm der Heiland aller Völker kam, wurde seine höchste Schuld, sein größtes Verhängnis, weil die Mehrheit des Judenvolkes den Weltheiland ablehnte.

Gerade der heilige Paulus hat gegen diese Umdeutung des Gnadenvorzuges in einen Rassenvorzug entschieden gekämpft und darüber gesiegt.

In seinen heidenchristlichen Gemeinden begannen die Juden zu wühlen. Sie verlangten, daß ein Heide, der Christ werden wolle, zuerst durch die Beschneidung in den jüdischen Volksverband aufgenommen werden müsse. So wurde das Christentum als eine neue Form des Judentums hingestellt. Hätte diese Geistesrichtung sich durchgesetzt, dann wäre das Christentum wirklich im Judaismus untergegangen und hätte nur zur Stärkung und Ausbreitung des Judentums gedient.

Der heilige Paulus ist es, der diese drohende Gefahr erkannt und die Freiheit des Christentums vom Judentum für alle Zeiten erkämpft hat. Seine Briefe an die Römer und Galater schildern dies eingehend und anschaulich. In letzterem sagt er: „Hier, d. h. im Christentum, ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann und Weib" (Gal. 3, 28).

Paulus betonte also, für die in Christus verliehene Gotteskindschaft ist es gleichgültig, ob einer von Rasse Jude oder Grieche sei, genau so gleichgültig, wie der Stand (Knecht und Freier) und das Geschlecht (Mann und Weib). Rasse ist für Paulus Naturordnung, Christentum ist übernatürliche Offenbarung. Rasse ist völkisch-nationale Bindung, Christentum ist übernationale Heilsbotschaft an alle Völker.

Paulus hat über die nationalistisch-jüdischen Rassenansprüche und irdisch-politischen Messiashoffnungen einen glänzenden Sieg errungen. Daher sein triumphierender Ruf: „Für die Freiheit hat Christus uns frei gemacht" (Gal. 4, 31). Daher aber auch die furchtbaren Anfeindungen und Verfolgungen der Juden gegen ihn. Und die neuen Gegner machen es den alten nach. Und da sagt man noch: Paulus habe die Predigt des Evangeliums als „vielversprechend und ausnutzbar" betrachtet!

War die Predigt des Paulus Konjunkturpolitik? O nein, und tausendmal nein. „Die Liebe Christi drängt uns" sagt der Apostel. Liebe, heilige Begeisterung, höchster Idealismus war die Triebfeder des heiligen Paulus, nicht persönlicher Vorteil oder Ruhmsucht. „Nicht uns selbst verkündigen wir, sondern Jesus Christus", schreibt er an die Korinther (2 Kor. 4, 5). Als beim Abschied von Cäsarea die Leute weinten, sprach Paulus zu ihnen: „Warum weint ihr und macht mir das Herz schwer? Ich bin bereit, nicht nur mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben für den Namen des Herrn Jesus" (Apg. 21, 13).

Welche Vorteile hätte denn Paulus aus der Predigt für sich herausschlagen können? Er verkündete die Lehre dessen, der von seinen Jüngern verlangte: „Wer mir nachfolgen will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich" (Luk. 9, 23). Drei Jahrzehnte, von seiner Bekehrung bis zu seinem Tod, ist Paulus einen schweren Kreuzweg gegangen. Verkennung, Verleumdung, Mißtrauen, falsche Anklagen, Geißelung, Kerker, Gefahren durch Volksgenossen, durch Heiden, durch falsche Brüder, Mühsal auf Reisen zu Fuß und zu Schiff, Beschwerden aller Art, Nachtwachen, nächtliche Flucht, Sorgen um die Einzelnen, Sorgen um die Gemeinden, verschiedene Mordanschläge, das sind die Stationen dieses Kreuzweges auf seinen großen Missionsreisen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Und die letzte Station heißt: Enthauptung. Ist das Konjunktur? Es ist wirklich unrecht und unwahr, wenn der Mythus sagt: „Dem Pharisäer Paulus erschien das Christentum vielversprechend und ausnützbar" (S. 74).

Paulus kommt in seinen Briefen wiederholt auf seine Leiden zu sprechen, da er sich gegen die Verleumdungen verteidigen muß. Seine Ausführungen sind so packend, so ergreifend, daß es am besten ist, wenn ich sie wörtlich vorlese, so, wie er sie geschrieben hat. (2 Kor. 4, 8—12) Allenthalben sind wir bedrängt .... und 2. Kor. 11, 23—33 In Mühseligkeiten ohne Zahl .... werden langsam und feierlich vorgelesen.

Und nun frage ich euch: Ist es denkbar, daß ein Mann, der so redet und so schreibt, aus Eigennutz oder Ruhmsucht predigt? O würden diejenigen, die solches dem heiligen Paulus nachsagen, doch nur ein wenig seine Schriften lesen und studieren, sie kämen von selbst zu dem entgegengesetzten Urteil.

Es ist ein geradezu komisches Mißverständnis, wenn der Mythus dem heiligen Paulus „unvorsichtige Ruhmsucht" (S. 606) vorwirft und sich dabei auf dessen Wort beruft: „Lieber will ich sterben, als daß jemand meinen Ruhm zunichte mache" (1. Kor. 9, 15). Lesen wir doch die ganze Stelle des Briefes. Paulus, der unermüdlich war in der Predigt, hätte sicher von den bekehrten Gemeinden Unterstützungen für seinen Lebensunterhalt annehmen können. Das wollte er aber nicht. Durch seiner Hände Arbeit, durch sein Handwerk als Zelttuchmacher wollte er sich zwischendurch den Lebensunterhalt verdienen. Um der Gefahr vorzubeugen, daß die Korinther ihm dennoch Geld für seinen Lebensunterhalt schickten, schreibt er ihnen: „Worin besteht also mein Verdienst?" — das ist der Grund seines Ruhmes — „Darin, daß ich das Evangelium unentgeltlich verkündige und dadurch von meinem

Rechte keinen Gebrauch mache, welches ich hätte auf Grund der Verkündigung des Evangeliums" (1. Kor. 9, 18).

Des heiligen Paulus einziger Ruhm war, ein treuer Diener Gottes zu sein, für Gott zu arbeiten und zu leiden. Das bekennt er mit folgenden Worten: „Wir wollen uns in allen Dingen ... und gutem Ruf" (siehe 2 Kor. 6, 4—8). Das klingt doch ganz anders als eitle Ruhmsucht. Seht, m. L., so lassen sich alle Vorwürfe gegen Paulus aus seinen Schriften widerlegen. Wer die liest und studiert, der bekommt ein wahres, ein richtiges Bild vom Völkerapostel. Im Mythus ist sein Bild verzeichnet, ein Zerrbild.

Ich wiederhole, was ich an den Bibelabenden schon gesagt: Leset viel in der Hl. Schrift. Da verfliegen all die Einwendungen der Neuerer wie Nebel vor der Sonne. Wenn ihr die Briefe des heiligen Paulus leset, dann könnt ihr alle diese falschen Behauptungen selbst entkräften und richtigstellen. Aus dem Buch Gottes strahlt die Sonne der göttlichen Wahrheit. Daher schließe ich mit der Mahnung: In jedes Haus gehört eine Bibel zur Lesung. Wer noch keine hat, nehme sich vom Schriftenstand der Kirche für 1,— Mark bald ein Neues Testament, die Kepplerbibel mit[1].

[1] Es wurden benutzt: Meschler: Leben Jesu, und der Apostel Paulus und das Urchristentum, Nachtrag zu den Studien des Mythus.

Fünfzig Jahre Trierer Priesterseminar seit seiner Wiedereröffnung nach dem Kulturkampf

1886 — 28. Oktober — 1936

Von Prof. Dr. Matthias Schuler, Trier[12].

(Fortsetzung)

III. Vom Beginn des Weltkrieges (August 1914) bis Herbst 1936.

Fast achtundzwanzig Jahre hatte das 1886 wiedereröffnete Priesterseminar in verhältnismäßig ruhiger, glücklicher Entwicklung und auf solider wirtschaftlicher Grundlage seiner Aufgabe gedient, den Diözesanklerus zu bilden und zu erziehen, als der im Sommer 1914 ausbrechende Weltkrieg die Lage wesentlich veränderte. Bischof Korum spendete damals die hl. Priesterweihe einige Tage

[12] Zu den S. 225 Anm. 1 angegebenen Abkürzungen kommen noch hinzu:
D. K. I. II. III. IV. = Bericht über die 1. 2. 3. 4. Dechantenkonferenz der Diözese Trier im Priesterseminar 1. am 30./31. Januar 1924, 2. am 13./14. Januar 1926, 3. am 10./11. Januar 1928, 4. am 15./16. Sept. 1930. Hrsg. vom Bischöfl. Generalvikariat zu Trier. Druck der Paulinusdruckerei GmbH., Trier.
D. S. I. II. = Diözsansynode des Bistums Trier (1. vom) 28./30. Sept. 1920, (2. vom) 9./11. Sept. 1931. Hrsg. vom Bischöfl. Generalvikariat zu Trier. Druck der Paulinusdruckerei GmbH. Trier.
Bei Zitaten ist der Text zuweilen vom Verfasser gesperrt.

früher als sonst, am 1. August, und entließ die Seminaristen in die Ferien. Dann stellte er fast die Hälfte der Seminarräume zur Verfügung für 285 Verwundete. Die Zahl der Betten wurde aber sehr bald vermehrt, zuletzt bis auf über 600; mit dieser Zahl von Betten diente das Seminar als Lazarett bis zum Ende des Krieges. — In der Hoffnung, daß der Krieg rasch zu Ende sein werde, waren den Seminaristen längere Herbstferien gewährt worden. Bald mußte aber auch der Betrieb des Seminars als solchen wieder aufgenommen werden. Eine bedeutende Zahl der Seminaristen war allerdings inzwischen zu den Waffen (soweit sie noch nicht die Subdiakonatsweihe empfangen hatten) oder für den Sanitätsdienst eingezogen[13] worden. So wurde das Seminar zunächst nur mit ungefähr der Hälfte der etwa 190 Mann zählenden Seminaristen weitergeführt. Es scheint, daß die Militärbehörde den in den höheren Semestern stehenden Alumnen entgegenkam, um ihnen den Abschluß der Studien und die Erreichung des Priestertums zu ermöglichen. So konnten i. J. 1915 am 20. März und 7. August 4 +25, i. J. 1916 am 8. April und 12. August 3 + 37 und i. J. 1917 am 24. März und 11. August 1 + 10, im ganzen also in den ersten drei Kriegsjahren noch 80 Alumnen des Seminars die Priesterweihe empfangen. (AA. 1915. S. 34, 60; 1916. S. 42, 73; 1917. S. 58, 100.) Die jüngeren Semester waren natürlich stärker zum Kriegsdienst herangezogen worden, und neue Seminaristen konnten nur in sehr geringer Zahl eintreten. So ergab es sich, daß das Seminar bereits Anfang 1916 nicht mehr ein Drittel des gewöhnlichen Bestandes aufwies und im Herbst dieses Jahres (nach der Weihe von 37 Priestern am 12. August 1916) sogar fast auf ein Achtel herabsank. Zu Beginn des SS. 1918 (am 24. April) zählte die Kommunität nur 30 Herren. Der Seminarbetrieb konnte in all dieser Zeit nur unter mancherlei Beschränkungen und Notbehelfen durchgeführt werden; einzelne Vorlesungen wurden in Räumen des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums gehalten. Dem Seminarvorstand oblag neben der Leitung des Seminars auch die wichtige Aufgabe, mit den eingezogenen Seminaristen Fühlung zu halten, was bei der längeren Dauer des Krieges immer schwieriger wurde; am 8. Dezember 1917 (AA. 1918. S. 37/39. Nr. 35) wurden durch den Münchener Nuntius Eugen Pacelli dafür besondere Anweisungen gegeben. Als Regens Dr. Becker am 1. April

[13] Die für die Wehrpflicht, soweit sie die Theologen betraf, maßgebenden Bestimmungen s. Weber S. 2/5 und Anhang (Alphab. Übersicht) Sp. 158/60; ferner AA. 1915. S. 57. Nr. 96 und AA. 1916. S. 6. Nr. 12. — Vgl. auch Marx 47.

1918 aus Gesundheitsrücksichten resignierte, wurde Prof. Dr. Nikolaus Bares am 17. April zum Regens ernannt und am 24. April von Bischof Korum in sein Amt eingeführt. (Treitz 182/83).

Über die Beteiligung der Trierer Theologiestudenten am Weltkriege unterrichtet in sehr dankenswerter Weise ein Aufsatz von Dr. L(eclerc)[14] im Paulinusblatt/Trierer Bistumsblatt vom 15. Nov. 1936.

Danach haben 25, bzw. 27 ehemalige Theologen der Trierer Diözese ihre Liebe und Treue gegen das Vaterland mit ihrem Blute besiegelt. Im Trierer Priesterseminar hält ein weihevolles Ehrendenkmal die Erinnerung an diese gefallenen Theologen fest. Die Gedenktafel war auf der zweiten Diözesansynode des Bistums Trier im September 1931 (D. S. II. 51) beschlossen worden und wurde am Herz-Jesu-Feste 1932 (3. Juni) feierlich eingeweiht. Außerdem zählt das Priesterseminar 95 heimgekehrte Frontkämpfertheologen aller Dienstgrade bis zu 22 Leutnants und 2 Leutnants und Kompagnieführer, mit 40 leichten und 23 schweren Verwundungen und mit 72 E. K. II., 10 E. K. I. und 7 anderen Auszeichnungen. Weitere 57 Theologen waren nicht Frontkämpfer, sondern Kriegsteilnehmer als Militärkrankenwärter oder Sanitäter. In diese Zahlen sind nicht eingerechnet alle jene, die erst nach dem Kriege ihr Theologiestudium begonnen haben. Wie Dr. Leclerc a. a. O. nachweist, ist der Prozentsatz der gefallenen Trierer Theologiestudenten außerordentlich hoch und fast denen der aktiven Offiziere der alten Wehrmacht gleich.

Nach Beendigung des Krieges wurden die aus dem Heeresdienst entlassenen Theologiestudierenden am 30. November 1918 zum Wiedereintritt ins Priesterseminar am Montag, dem 30. Dezember 1918 einberufen[15], damit das Studium sofort mit dem neuen Jahre begonnen werden könne. An diesem Tage versammelten sich alle Seminaristen zu einer schönen eindrucksvollen Feier unter Mitwirkung des Domchores im Speisesaale des Priesterseminars. In seiner Ansprache gedachte Regens Bares der Toten des Weltkrieges, begrüßte dann die Lebenden und riß „die Kampfesstimmung der Feldgrauen hinüber in das Lager Christi: bislang Soldaten des Kaisers, jetzt aber militia Christi, des königlichen Priesters". (Fischer I. 65.) Dann wurden zunächst Exerzitien gemacht bis zum Dreikönigsfest. In einem Nachruf, den ein ehemaliger Trierer Seminarist,

[14] Paulinusblatt/Trierer Bistumsblatt 62. Jg. Nr. 46 von Trier, den 15. Nov. 1936. S. 12/13. Leclerc gibt auch ausführlichere Personalien der gefallenen Trierer Theologen, als sie AA. 1932. S. 92/93. Nr. 133 gegeben sind. — Es wäre zu wünschen, daß die Beteiligung des ganzen Trierer Klerus an dem Weltkriege einmal untersucht würde, wozu die Rundfrage des Bischöfl. Gen.-Vik. vom 16. Aug. 1926 (AA. 1926. S. 137/38. Nr. 184) wertvolles Material ergeben haben dürfte.

[15] AA. 1918. S. 117. Nr. 159. Vgl. das Decretum de clericis a militia redeuntibusvom 25. Oktober 1918 (AA. 1919. S. 41/45. Nr. 24 u. S. 67/68. Nr. 55).

Kuratus Krajewski[16], dem am 1. März 1935 so jäh dahingerafften Berliner Bischof Bares als dem „Regens des Priesterseminars in Trier" widmet, zeichnet er in sehr anschaulicher Weise die Schwierigkeit der Aufgabe des Regens im Seminar gerade bei den Theologen und bei den Verhältnissen der damaligen Zeit:

„Die hohen Mauern um das Seminar in der Weberbachstraße und die traditionsgesättigte Atmosphäre des Hauses konnten nicht verhindern, daß eine Generation junger Theologen einzog, die im Schützengraben und im harten Kriegsdienst gehärtet, allen Widrigkeiten des Soldatenlebens zum Trotz sich den Glauben an ihre priesterliche Berufung erkämpft hatten. Sie kamen als Männer zurück, beladen mit den sinnenverwirrendsten Erlebnissen von Nahkampf und Artillerieschlacht, von Giftgasangriffen und Verteidigungskämpfen. Gleichzeitig erschien eine andere Generation junger Theologen, die aus der Jugendbewegung den Weg zum Heiligtum gefunden hatten. Sie waren eigener Struktur: Neulebensbewegung, Abstinenz, Absage an die bürgerlichen Lebensformen, gesunde Natürlichkeit, auf jeden Fall anders als die andern. Von den einen wurden sie herzlichst begrüßt — auch von hohen Stellen — von anderen mißtrauisch beäugelt, von dritter Seite ignoriert oder scharf abgewiesen. Aber sie waren da, — auch im Seminar. Und eine dritte Gruppe schob sich zwischen diesen beiden durch: die aus dem Bürgertum kamen, ohne das Erlebnis des Krieges oder der Jugendbewegung, aber doch wie diese erfüllt von dem Wunsche und dem Triebe, in den Dienst Christi zu treten als Priester." Und dazu die Zeitverhältnisse: Die turbulenten Wellen der Jahre um 1918 bis 1921 schlugen über die Brandmauern. Die Revolutionsmonate und der Spartakidenterror, die Inflation, die Versuche zur Neubildung des Reiches in der Nationalversammlung, die Besatzungsmächte, Amerikaner, Franzosen, Spahis, die heimtückischen Ansätze der Separatisten, — all das schwirrte um das Seminar und die Theologen ... Der pädagogische Instinkt des Regens bestand damals seine Feuerprobe; ... so überließ er den Kriegstheologen in den ersten Wochen nach dem Kriege ihre gewohnte Freiheit. Sie durften rauchen nach Herzenslust, sich gegenseitig auf dem Zimmer besuchen, sprangen auch schon manchmal — aus alter Erinnerung an Felddienstübungen und Frontangriffe — aus den Fenstern der Hörsäle in den Hof. Die Inflation hatte große Armut auch über die Familien der Theologen gebracht, und so konnte sich jeder nur eine schwarze Reverende (Soutane) und eine Soutanelle anschaffen für den Gottesdienst und die Stadtausgänge. Im Hause aber trug jeder seine alte Militäruniform: Offizierslitewken mit abgetrennten Spiegel und Epauletten, feldgraue Soldatenmäntel, einfache Mannschaftsuniform, Feldwebeldreß mit roten Biesen ringsum, dazu fast immer schwarze Hose. Ein buntscheckiges Bild, halb zivil, halb militärisch. An diesen Äußerlichkeiten hielt sich der Regens nicht lange auf. Sein Ziel war: von innen her aufzubauen. Die erste Ansprache nach Weihnachten, als er die heimgekehrten Theologen begrüßte, hallte noch monatelang in den Herzen aller Zuhörer nach; ... und Ostern 1919 waren die hochgehenden Wellen der alten Krieger soweit abgeebbt, daß sie seminarfähiger wurden. Und da setzte die Führung der Hand des Regens ein. Er bestimmte die Zeiten des Rauchens und des Nichtrauchens, überzeugte seine Theologen von dem erzieherischen Wert einer geregelten Hausordnung und weckte ihren Sinn für die geistige und geistliche Vertiefung.

[16] Katholisches Kirchenblatt für das Bistum Berlin. 31. Jg. Nr. 10. von Berlin, 10. März 1935. S. 22/23; vgl. auch Fischer I. 65.

Als die Jugendbewegten in das Seminar einrückten, Quickborner, Neudeutsche, Großdeutsche, bewährte sich des Regens erzieherisches Können von neuem. Er sperrte sich nicht stur gegen die wachsenden Keime in der Jugend, sondern ließ zunächst wachsen, was gesund war. Er setzte nur da seine schneidende Hand an, wo die Grenzen des gemeinschaftlichen Seminarlebens überschritten wurden. ... Er wollte den Geist bilden und nicht auf äußere Lebensformel und bürgerliche Etikette drillen ... Regens Bares griff hier sehr instinktsicher, daß er den vom Freiheitsstrom der Gegenwart ergriffenen Studenten nicht die „Autorität der Gewalt", sondern die „Autorität der Liebe" entgegenstellte."

Während des Weltkrieges war durch den von Benedikt XV. promulgierten Codex iuris canonici (CIC.) des Papstes Pius X. von Pfingsten (27. Mai) 1917 mit Rechtskraft von Pfingsten (19. Mai) 1918 ein neues Kirchenrechtsbuch gegeben und durch Erlaß der Kongregation für die Seminarien und Universitäten vom 7. August 1917 (AA. 1917. S. 119. Nr. 150) für die kirchenrechtlichen Vorlesungen vorgeschrieben worden. Der CIC. hatte außerdem (can. 1365. § 1/2 für die Heranbildung der Priester ein zweijähriges philosophisches und ein vierjähriges theologisches Studium vorgeschrieben. Angesichts der dadurch gebotenen weiteren Ausgestaltung des Studienganges hatte Bischof Korum schon zu Ostern 1918 einen eigenen Lehrstuhl für Kirchenrecht am Seminar errichtet und für die Diözesansynode des Bistums Trier vom 28. bis 30. September 1920 eine eigene Studienkommission gebildet und auf der Synode die Frage des Theologiestudiums eingehend erörtern lassen. Als Resultat der Verhandlungen kam in den Resolutionen der Synode (D. S. I. 121) der Wunsch zum Ausdruck, daß auch eine eigene Professur für Pädagogik und Homiletik errichtet, die Vorlesungen über Kirchenrecht und Moral nach verschiedenen Seiten ergänzt und in den einzelnen Fächern nach Möglichkeit seminaristische Übungen eingeführt, die Seminarbibliothek zur Diözesanbibliothek ausgestaltet und bei Erweiterung der Studiendauer die Einführung eines Priestersemesters bzw. -jahres in wohlwollende Erwägung gezogen werden möchte. Die Professur für Apologetik, die bei den Professoren Disteldorf und Bares mit der Exegese des N. T. verbunden war, wurde ebenfalls selbständig und auch auf Religionsgeschichte ausgedehnt. Was die Studiendauer betrifft, so beließ man es unmittelbar nach dem Kriege noch bei neun Semestern; die zu Ostern 1920 eintretenden Herren blieben zehn Semester. Mit Ostern 1921 setzte dann ein neuer Studienplan mit zweijährigem philosophischen und vierjährigem

theologischen Studium ein. Die Frage des Priestersemesters wurde so geregelt, daß die Priesterweihe am Ende des 11. Semesters erteilt wird und die Neupriester dann noch das 12. Semester im Seminar weiterstudieren; diese Regelung begann mit den Neugeweihten vom 8. August 1926 (AA. 1926. S. 138 u. AA. 1927. S. 57).

Im letzten Jahrzehnt der fünfzig Jahre unseres Rückblicks sind dann in den zwischen Staat und Kirche abgeschlossenen Konkordaten[17] mehrfach Bestimmungen getroffen worden, die das Priesterseminar berühren. Es kommen in Betracht der am 13. August 1929 in Kraft getretene Vertrag des Freistaates Preußen mit dem Heiligen Stuhle vom 14. Juni 1929, also kurz gesagt das Preußische Konkordat (PrK.) und das nach der Machtübernahme im Frühjahr 1933 durch die nationalsozialistische Reichsregierung am 20. Juli 1933 abgeschlossene und am 10. Sept. 1933 ratifizierte Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich, das Reichskonkordat (RK.), das im Art. 2 u. a. das Preußische Konkordat ausdrücklich anerkennt (Wenner 15).

Es sei nur kurz hingewiesen auf die Artikel 4. u. 5. und Zusatz zu Artikel 4. im Schlußprotokoll des PrK. (Wenner 47 u. 51/52; AA. 1929. S. 116/17) und die entsprechenden Artikel 17. u. 18. des RK. (Wenner 20/21; AA. 1933. S. 188/89), die das Eigentum der katholischen Kirche an den kirchlichen Anstalten gewährleisten und die Dotation der ... Diözesananstalten, bzw. Staatsleistungen dazu und ihre eventuelle Ablösung vorsehen. Das Priesterseminar als solches betrifft näher der Art. 12. Absatz 2. des Pr. K. „Der Erzbischof von Paderborn und die Bischöfe von Trier, Fulda, Limburg, Hildesheim und Osnabrück sind berechtigt, in ihren Bistümern ein Seminar zur wissenschaftlichen Vorbildung der Geistlichen zu besitzen. Der Unterricht an diesen Seminaren wird ebenso wie den kirchlichen Vorschriften dem deutschen theologischen Hochschulunterricht entsprechen. Die genannten Diözesanbischöfe werden dem Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von den Statuten und dem Lehrplan der Seminare Kenntnis geben. Zu Lehrern an den Seminaren werden nur solche Geistliche berufen werden, die für die Lehrtätigkeit in dem zu vertretenden Fach eine den Anforderungen der deutschen wissenschaftlichen Hochschulen entsprechende Eignung haben" (Wenner 50; AA. 1929. S. 119). Zum letzten Satz erklärt das Schlußprotokoll zum PrK. vom 14. Juni 1929: „Die Eignung wird hauptsächlich durch eine der akademischen Habilitationsschrift entsprechende wissenschaftliche Arbeit nachgewiesen; sofern diese von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung ist, kann von dem Erfordernis der theologischen Promotion abgesehen werden" (Wenner 53; AA. 1929. S. 122). Ähnlich bestimmt das RK. in Art. 20: „Die Kirche hat das Recht, soweit nicht andere Vereinbarungen vorliegen, zur Ausbildung des Klerus philo-

[17] Sie sind zusammengestellt in: Reichskonkordat und Länderkonkordate mit Einleitung und Sachverzeichnis von Dr. Joseph Wenner. 2. Aufl. 1934. Schöningh, Paderborn. Die Texte sind auch in den AA. 1929 u. 1933 abgedruckt. Das staatlicherseits verlangte dreijährige Theologiestudium ändert nichts an der kirchlichen Vorschrift eines sechsjährigen Studiums (Wenner 49 Anm. 1).

sophische und theologische Lehranstalten zu errichten, die ausschließlich von der kirchlichen Behörde abhängen, falls keine staatlichen Zuschüsse verlangt werden (Abs. 2). Die Errichtung, Leitung und Verwaltung der Priesterseminare sowie der kirchlichen Konvikte steht, innerhalb der Grenzen des für alle geltenden Gesetzes, ausschließlich den kirchlichen Behörden zu" (Wenner 21; AA. 1933. S. 189).

Nach Artikel 9. des Pr. K. Abs. 1. „wird ein Geistlicher zum ... Leiter oder Lehrer an einer Diözesanbildungsanstalt nur bestellt werden, wenn er a) die deutsche Reichsangehörigkeit hat, b) ein zum Studium an einer deutschen Universität berechtigendes Reifezeugnis besitzt, c) ein mindestens dreijähriges philosophisch-theologisches Studium an einer deutschen staatlichen Hochschule oder an einem der gemäß Artikel 12 hierfür bestimmten bischöflichen Seminare oder an einer päpstlichen Hochschule in Rom zurückgelegt hat.

2. Bei kirchlichem und staatlichem Einverständnis kann von den in Abs. 1 zu a, b und c genannten Erfordernissen abgesehen werden; insbesondere kann das Studium an anderen deutschsprachigen Hochschulen als den zu c genannten anerkannt werden.

3. Mindestens zwei Wochen vor der beabsichtigten Bestellung eines Geistlichen zum . . . Leiter oder Lehrer an einem Diözesanseminar wird die zuständige kirchliche Stelle der Staatsbehörde von dieser Absicht und, mit besonderer Rücksicht auf Abs. 1 dieses Artikels und gegebenenfalls auf Abs. 2 des Artikels 12, von den Personalien des betreffenden Geistlichen Kenntnis geben". (Wenner 49; AA. 1929. S. 118.) Im Schlußprotokoll wird zu Artikel 9 Abs. 1 Buchst. c bestimmt: „Das an einer österreichischen staatlichen Universität zurückgelegte philosophisch-theologische Studium wird entsprechend den Grundsätzen gleichberechtigt, die für andere geisteswissenschaftliche Fächer gelten werden. Zu Artikel 9 Abs. 3 Satz 1: Ein staatliches Einspruchsrecht wird hierdurch nicht begründet." (Wenner 52; AA. 1929. S. 120/21.) Ebenso verlangt auch Artikel 14 des RK. im Abs. 2. Ziffer 1 von den katholischen Geistlichen, die in Deutschland ein geistliches Amt bekleiden oder eine seelsorgerliche oder Lehrtätigkeit ausüben a) deutsche Staatsangehörigkeit, b) ein zum Studium an einer deutschen höheren Lehranstalt berechtigendes Reifezeugnis und c) ein wenigstens dreijähriges philosophisch-theologisches Studium auf einer deutschen staatlichen Hochschule, einer deutschen kirchlichen akademischen Lehranstalt oder an einer päpstl. Hochschule in Rom (Wenner 19; AA. 1933. S. 187).

Es mag gleich hier beigefügt werden, daß nach dem Wehrgesetz vom 21. Mai 1935 § 14 „zum Wehrdienst nicht herangezogen werden dürfen ... 2. Wehrpflichtige römisch-katholischen Bekenntnisses, die die Subdiakonatsweihe empfangen haben". (AA. 1936. S. 280. Nr. 340; Gr. H. 12. 771/72.) Dagegen werden die Theologiestudierenden seit dem 1. April 1936 zum Arbeitsdienst einberufen. Zur Wehr- und Arbeitsdienstpflicht vgl. noch AA. 1936. S. 142/44. Nr. 171.

Bischof Korum hatte nach seinem im Frühjahre 1920 in Mayen erlittenen Unfall (Treitz 400) anläßlich der Diözesansynode am Dienstag, dem 28. September 1920, zum ersten Male wieder in seiner Kathedrale erscheinen können und dann mit lebhaftem Interesse besonders auch an den Verhandlungen über das Priesterseminar teilgenommen, sich u. a. auch persönlich für Beibehaltung der lateinischen Sprache in der Philosophie und Dogmatik

eingesetzt. (D. S. I. 51/52.) Bei der Hieronymusfeier, die am 21. November 1920 im Seminar stattfand, empfahl er den Seminaristen eindringlichst das Studium der Hl. Schrift und bat sie, doch auch ihr Haus, das Seminar, in ihr Herz zu schließen. Gerade die Eigenart desselben sei seine wertvollste Größe (Treitz 184 Anm. 1) So liebte Bischof Korum sein Seminar bis an sein Lebensende; und das Seminar nahm innigsten Anteil an allem, was den Bischof betraf: an seinem goldenen Priesterjubiläum am 23. Dezember 1915 (Treitz 307/8), an seinem 80. Geburtstage am 2. November 1920 (Treitz 309/12) und an seinem 40jährigen Bischofsjubiläum am 13/15. August 1921 (Treitz 267/68, 313/16); aber auch an seinem Unfall i. J. 1920 und besonders schmerzlichen Anteil an seinem Tode am 4. Dezember 1921. Noch am letzten Tage des Jahres 1921 schrieb Regens Bares: „Das Seminar, des Bischofs Augapfel, trägt besonders schwer an diesem Verluste und sein Regens am allerschwersten." (Fischer I. 18, 183.) Der tote Bischof kam gleichsam noch einmal in sein Seminar, da die Leiche am 8. Dezember in der Seminars-Jesuitenkirche aufgebahrt wurde, von wo aus die Beisetzung am Freitag, dem 9. Dezember, in der Hohen Domkirche erfolgte. (Treitz 409/15.) Im Priesterseminar fand dann das Mahl für die Trauergäste statt; dem Seminar hat Bischof Korum auch seine reichhaltige und wertvolle Bibliothek vermacht.

Als der neue Bischof Franz Rudolf Bornewasser am Donnerstag, dem 18. Mai 1922, feierlich inthronisiert wurde, war es wiederum das Priesterseminar, das dem Bischof und den Festteilnehmern gastliche Aufnahme bereitete. Nachdem Bischof Korum auf der Diözesan-Synode das Priesterseminar als Lehr- und Erziehungsanstalt für seinen Klerus den Bestimmungen des neuen Kirchenrechtes und den Bedürfnissen der Zeit im wesentlichen angepaßt hatte, drängten sich dem Bischof Franz Rudolf vom Seminar her andere Sorgen vordringlicher auf, nämlich die wirtschaftlichen Schwierigkeiten infolge der Inflation und des allgemeinen wirtschaftlichen Niederganges und die Frage der Unterbringung der sechs Jahrgänge von Theologiestudenten, Sorgen, die allerdings auch schon auf der Diözesan-Synode von 1920 in Sicht gekommen waren.

Damals hatte man freilich die Ausdehnung der Studienzeit auf 12 Semester in Trier noch als ein Ding der Unmöglichkeit angesehen; sie involviere die Notwendigkeit eines Neubaues für etwa 100 Alumnen, und dazu reichten die Finanzen auch im entferntesten nicht (D. S. I. 46). Als dann aber doch 1921

die längere Studienzeit kam, wurde die Raumfrage noch nicht gleich akut, weil die wirtschaftliche Not auch das Gymnasialstudium erschwerte und infolgedessen die neueintretenden Jahrgänge in den ersten Nachkriegsjahren verhältnismäßig schwach waren; ferner auch, weil das Raumbedürfnis für den 6. Jahrgang sich erst im Studienjahr 1926/27 geltend machte. Um diese Zeit aber sah Bischof Franz Rudolf bei den wieder stärker werdenden Jahreskursen sich bald genötigt, Abhilfe zu schaffen. Auf dem Gelände des St.-Josefs-Hofes auf der linken Moselseite zu Füßen der Mariensäule, wohin die Seminaristen ihren Villagang zu machen pflegen, errichtete er den in das Landschaftsbild sich glücklich einfügenden Neubau, der anfangs nach dem Schutzpatron Josephinum oder nach den Studenten Philosophikum, bald aber endgültig nach seinem Erbauer, Bischof Franz Rudolf, Rudolphinum genannt wurde in Anpassung an die Bezeichnungen Clementinum und Felicianum für die beiden Teile des alten Seminars auf der Weberbach. Die Grundsteinlegung des Rudolphinum geschah am 11. Juli 1929 und die Einweihung des vollendeten Baues am 29. November 1930, am Samstag vor dem 1. Adventssonntag.

Die wirtschaftliche Notlage des Seminars zwang den Bischof anläßlich des Triduums zu Ehren des 1925 heiliggesprochenen Petrus Canisius zum 20./22. Dezember 1925 eine Kirchenkollekte für das Priesterseminar vorzuschreiben (A. A. 1925. S. 127/28). Auf der 2. Dechantenkonferenz der Diözese Trier im Priesterseminar am 13./14. Januar 1926 wurde dann eine viermal jährlich anläßlich der Quatemberwochen abzuhaltende Kirchenkollekte beschlossen, die aber erst nach Pfingsten 1926 zum ersten Male gehalten werden sollte (A. A. 1926. S. 23. Nr. 28; S. 35. Nr. 47; S. 77/78. Nr. 100). Zu Pfingsten 1926 wandte sich Bischof Franz Rudolf in einem eindringlichen Hirtenworte an seine Diözese, schilderte die Not des Priesterseminars und der Konvikte und bat um Gebet für Priesterberufe und um Beiträge zu den künftig an den Quatembersonntagen regelmäßig stattfindenden Kollekten für das Priesterseminar und die Konvikte (A. A. 1926. S. 77/78. Nr. 100). Bei dieser Gelegenheit dankte er auch seinen Priestern, die sich in großer Zahl, einer auf der zweiten Dechantenkonferenz gegebenen Anregung folgend, freiwillig zunächst für 3 Jahre verpflichtet hatten, von ihrem Gehalt einen Teil abzutreten, um dem Bischof in seiner Not um den Priesternachwuchs zu helfen, obwohl sie schon einen zweiten Teil zur Aufrechterhaltung der bischöflichen Verwaltung, die auch alle Kapitalien verloren hatte, und einen dritten Teil in brüderlicher Liebe für die armen Priester der deutschen Diaspora, die kaum leben konnten, abtraten. In pietätvoller Erinnerung an den Bischof † Michael Felix, der den meisten die Hände aufgelegt hatte, schloß sich hier die Mehrzahl der Priester der Diözese im Pactum Felicianum zu freiwilliger Unterstützung des Seminars zusammen. Am 18. Februar 1927 berichtete der Bischof (AA. 1927. S. 39. Nr. 53) über die Eingänge aus dem Pact. Felicianum und den Quartalskollekten und -spenden, mußte allerdings auch gleichzeitig die Bitte wiederholen, in seiner Unterstützung nicht nachzulassen. Auf der dritten Dechantenkonferenz am 10./11. Januar 1928 bat der Bischof wiederholt seine Priester, dem Pactum Felicianum treu zu bleiben und die Quartalskollekten warm zu empfehlen (D. K. III. 29). Da die finanzielle Belastung des Seminars durch den Neubau des Rudolphinums noch weiter stieg, sah der Bischof sich gezwungen, die freiwilligen Abgaben der meisten Diözesanpriester im Pactum Felicianum durch ein für alle obligatorisches Seminaristicum (CIC. can. 1355/56 u. D. S. I. 53) zu ersetzen; das geschah am 1. Oktober 1930 durch Anordnung einer Seminarabgabe des Klerus in der Höhe von 1½% des Gesamteinkommens (vgl. AA. 1931. S. 182/83. Nr. 204). Außerdem wurden in den Jahren 1931 und 1932 Hauskollekten für das Priesterseminar bewilligt (AA. 1931. S. 100. Nr. 110; S. 179.

Nr. 198 u. AA. 1932. S. 148. Nr. 210). Da im Jahre 1934 eine Hauskollekte nicht gehalten werden konnte, ordnete der Bischof für Sonntag, den 7. Oktober (Rosenkranzfest), eine Kirchenkollekte für das Rudolphinum an, wobei er mitteilte, daß auf dem Neubau noch rund 800 000 RM. Schulden lasten (AA. 1934. S. 149. Nr. 226). In dem oberhirtlichen Dank des Bischofs für die ihm gelegentlich der Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres dargebrachten Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit sagt er „ein besonderes Dankeswort ... für die Gaben, die ihr mir in Kollekte oder Sondersendung geschenkt habt, um dadurch die Sorgen um das neue Priesterseminar ... mir tragen zu helfen" (AA. 1936. S. 83. Nr. 84).

Schon im Jahre 1928 hatte der Bischof sich außerdem entschlossen, am Osterfeste (8. April) nach dem Vorbilde anderer Diözesen (Freiburg, Limburg, Hildesheim usw.) ein ständiges Hilfswerk zur Unterstützung braver und talentvoller, aber wenig bemittelter Knaben und Jünglinge, die Priester werden wollen, ins Leben zu rufen, das „St.-Eucharius-Werk für Priesterberufe" (AA. 1928. S. 59/60. Nr. 79), dem der Hl. Vater am 21. Juni 1928 das ihm gebührende Lob und den Apostolischen Segen spendete (AA. 1928. S. 96/97. Nr. 128).

(Schluß folgt)

Urchristliches Frauenapostolat

Charakterbilder für die außerschulische Bibelstunde[1].

Von Prof. Dr. Ketter, Trier.

II. Priska.

In doppelter Form ist der Name dieser vorbildlichen Frau in der Apostelgeschichte und in den Paulusbriefen überliefert: Priska und Priszilla. Nicht weniger als sechsmal wird sie genannt, und zwar stets in treuer Gemeinschaft mit ihrem Gatten Aquila oder Aquilas. Er stammte aus dem kleinasiatischen Pontus und gehörte von Geburt zum auserwählten Volke. Wo Priskas Heimat war, wissen wir nicht. Ihr lateinischer Name besagt es ebensowenig wie der ihres Mannes. Aber daß ihre Bekannten sie nicht nur Priska (= die von alter Art, die Ernste) nannten, sondern gern die Koseform Priszilla gebrauchten, obgleich diese Form länger ist, läßt uns vermuten, daß etwas Sonniges, Liebenswürdiges, Gütiges in ihrem Wesen lag, wie wir es etwa zum Ausdruck bringen, wenn wir auch eine ältere Frau noch gerne Röschen oder Rösle statt Rosa nennen.

Dabei tritt uns in dieser Frau eine wahre Führerin entgegen, so ausgeprägt und unbestritten, daß ihr Name wiederholt vor dem ihres Mannes genannt wird, besonders dann, wenn von ihrer apostolischen Arbeit für Christus und sein Reich die Rede ist. Die heutige Sitte, aus Höflichkeit die Frau vor dem Manne zu nennen, war damals noch nicht verbreitet. Es ist uns kaum eine zweite Frauengestalt in der

[1] Pastor bonus 47 (1936) 241—252.

Ehrengalerie urchristlicher Laienapostel bekannt, die in so vielseitiger Weise ihre Kräfte in den Dienst der Frohbotschaft der Erlösung eingesetzt hat wie Priska.

Wir begegnen dem heiligen Ehepaar zuerst in Korinth. Als der Apostel Paulus um das Jahr 50 dorthin kam, „in Schwachheit und Furcht und großer Zaghaftigkeit", wie er selber berichtet (1 Kor 2, 3), da „traf er dort einen Juden namens Aquila, der aus Pontus stammte und kurz zuvor aus Italien hergekommen war, sowie dessen Frau Priszilla. Klaudius hatte nämlich alle Juden aus Rom ausgewiesen. Diesen schloß er (Paulus) sich an. Da er dasselbe Handwerk trieb, blieb er bei ihnen und arbeitete. Sie waren nämlich Zeltmacher. Jeden Sabbat sprach er in der Synagoge und suchte Juden wie Heiden zu überzeugen" (Apg 18, 2—4). Priska war also mit ihrem Manne vorher in Rom ansässig gewesen. Ob sie dort bereits den christlichen Glauben angenommen und die Taufe empfangen hatten? Wohl nicht, sonst hätte gewiß der heilige Lukas diese innigste Beziehung zwischen ihnen und Paulus noch mehr betont als die völkische und berufliche Gemeinschaft. Aber sie waren ohne Zweifel in Rom mit der jungen christlichen Bewegung bekannt geworden. Der römische Geschichtsschreiber Sueton berichtet nämlich, Kaiser Klaudius habe „die Juden aus Rom vertrieben, weil sie dauernd Unruhe stifteten, wobei Chrestus der Antreiber war". Daß hier Chrestus niemand anders ist als Christus, der Stifter der neuen Religion, haben bereits die Alten erkannt. Die in Rom tätigen Laienapostel gewannen einen Teil ihrer jüdischen Volksgenossen, trieben aber andere in schärfste Kampfstellung gegen diese „Abtrünnigen", die einen am Kreuze Hingerichteten als Messias verehrten. Es muß nicht nur zu geistiger Auseinandersetzung, sondern auch zu Tätlichkeiten gekommen sein, so daß der sonst den Juden gewogene Kaiser endlich Ruhe schaffen wollte und kurzerhand alle Juden auswies. Das war um 49—50.

Wären also Aquila und Priszilla auch erst durch den Ausweisungsbefehl auf die christliche Bewegung aufmerksam geworden, so war doch für Paulus Anlaß genug gegeben, seine Zunftgenossen und Gastgeber näher mit der christlichen Lehre bekannt zu machen und sie ganz in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmen. Die Taufe hat er ihnen nicht selbst gespendet (Vgl. 1 Kor 1, 14—17). Als er dann nach anderthalbjähriger Missionstätigkeit Korinth verließ, begleiteten ihn Aquila und Priska nach Ephesus, der Metropole an der kleinasiatischen Küste, wo sie sich eine neue Existenz gründeten, während Paulus nach einigen Tagen weiterzog.

Bald nahm das Ehepaar in der kleinen Christengemeinde von Ephesus eine führende Stellung ein. Sein Haus wurde zum Treffpunkt und Versammlungsort der Jesusjünger. Christliche Gotteshäuser gab es ja noch nicht. Durch Gruppenarbeit konnten am besten die Gutgesinnten gewonnen, unterwiesen und auf die Taufe vorbereitet werden. Von Alexandrien in Ägypten her kam ein hochgebildeter und, wie wir sagen würden, akademisch geschulter Rhetor namens Apollos nach Ephesus. Die Apostelgeschichte meldet darüber: „Er war unterrichtet über den Weg des Herrn. Er sprach mit glühender Begeisterung und lehrte genau über Jesus, obgleich er nur die Taufe des Johannes kannte. Mit Freimut pre-

digte er in der Synagoge. Priszilla und Aquila hörten ihn, nahmen ihn zu sich und erklärten ihm den Weg des Herrn noch genauer" (Apg 18, 25—26).

Hier steht wieder Priszillas Name an erster Stelle. Sie ist also in besonderem Maße an diesem Religionsunterricht aktiv beteiligt gewesen. Und weil ihr Schüler nicht irgendein Anfänger war, sondern ein bereits erfolgreich wirkender Missionar, so setzt ihr Unterricht eine außergewöhnliche Kenntnis in den tieferen Geheimnissen des Christentums, aber auch eine hohe methodische Geschicklichkeit voraus. „Weg des Herrn" ist ja die Bezeichnung der gesamten christlichen Heilslehre nach ihrer spekulativen und praktischen Seite hin. Mit fraulichem Scharfblick hat Priszilla die glänzende Begabung des Apollos erkannt, aber auch die Lücken seiner Vorbildung. Daß sie ihn nicht an sonst jemand zu verweisen brauchte, sondern es mit ihrem Gatten wagen konnte, dem „beredten und in der Schrift wohl bewanderten Mann" (Apg 20, 24) in ihrem Hause „noch genauer den Weg des Herrn zu erklären", bezeugt am besten die geistige Höhenlage dieser Frau der Urkirche, aber auch ihren apostolischen Eifer. Wenn heute der Beruf der Katechetinnen erneute Bedeutung und Wertschätzung gewinnt, und zwar nicht nur in der Diaspora und in Missionsgebieten, so dürfen diese Laienhelferinnen in Priska ihre urchristliche Patronin verehren.

Der Unterricht durch Priszilla und Aquila ist überdies ein ehrender Beweis für die bescheidene Selbstbeurteilung und damit für die echte Größe des gefeierten Predigers. Er hält sich nicht für fertig, sondern ergreift dankbar die gebotene Gelegenheit, sich über Christus gründlicher belehren zu lassen, obgleich nicht ein „standesgemäßer" akademischer Lehrer, sondern ein Ehepaar aus der Gemeinde ihn auf die Mängel seines theologischen Wissens aufmerksam macht und den Ergänzungsunterricht zu geben sich anbietet.

Priszilla und Aquila wollten ja nicht zu denen zählen, die zwar sehr scharfe negative Kritik am Verkünder des Gotteswortes üben, aber dadurch mehr ihr Geltungsbedürfnis und Besserwissenwollen als ihre wirklich tiefere Einsicht verraten und zudem vergessen, daß mit bloßer Kritik noch nichts aufgebaut, dagegen vieles niedergerissen wird im Reiche Christi. Mehr als die äußeren Feinde es vermögen, lähmen diese Nörgler die Stoßkraft der christlichen Wahrheit und erschweren denen ihr verantwortungsvolles Amt, die vielleicht ganz ohne ihre eigene Schuld nicht so für den Geisteskampf gerüstet erscheinen, wie sie es selber wünschten. Da ist ein ehrliches Wort, das aus Liebe zur gemeinsamen Sache und aus ernster Mitverantwortung vom Laien zum Priester gesprochen wird, weit christlicher und segensvoller als Kritik hinter dem Rücken, zumal dann, wenn, wie in unserm Falle von Aquila und Priszilla ein gangbarer Weg zu höherem Aufstieg gezeigt wird. Beide schreckten vor dem persönlichen Opfer nicht zurück, den Missionar in ihr Haus aufzunehmen, um ihn so leichter und ohne viel Aufhebens unterweisen zu können. Die Liebe zu Christus hatte sie hellsichtig gemacht und offenherzig, ohne Scheu und Menschenfurcht, zugleich aber zartfühlend und hilfsbereit. So war es eigenes Erleben, wenn Paulus in ihrem Heim die Worte schrieb: „Die Liebe handelt nicht taktlos" (1 Kor 13, 5).

Etwa fünf Jahre dauerte der Aufenthalt der beiden Laienapostel Aquila

und Priszilla in Ephesus. Um Ostern 57 entbietet Paulus der korinthischen Christengemeinde von Ephesus her den besondern Gruß ihrer zwei früheren Mitchristen: „Auch grüßen euch vielmals im Herrn Aquila und Priska samt der Gemeinde in ihrem Hause." In vielen Textzeugen geht der Satz weiter: „bei denen ich auch Herberge habe." Ähnlich wie in Korinth hätte also Paulus auch in Ephesus ein Heim bei den zwei unermüdlichen Mitarbeitern gefunden und ebenso wiederum seinen Lebensunterhalb im Zeltmachergewerbe mit ihnen zusammen verdient (Vgl. Apg 20, 34). Tag und Nacht stand Priskas Haus all denen offen, die da kamen und gingen, um bei Paulus Rat und Hilfe zu suchen. Es müssen ihrer viele gewesen sein; denn beim Abschied in Milet sagt der Apostel den Ältesten der ephesinischen Gemeinde: „Denkt stets daran, wie ich drei Jahre lang, Tag und Nacht, unaufhörlich unter Tränen einen jeden von euch ermahnte" (Apg 20, 31). Ein halbes Jahr vorher schrieb er von seinen „vielfachen Nachtwachen" und von „dem täglichen Andrang zu mir" (2 Kor 11, 27—29). Ob nicht mancher und manche auch von der freundlichen Hauswirtin ein ermutigendes Wort mitnahm? Sicher waren ihre Selbstlosigkeit und ihr Eifer für Christus allen ein lebendiger Anschauungsunterricht für das Wort, das ja wohl in ihrem Hause zu Ephesus geschrieben wurde: „Die Liebe sucht nicht das Ihrige" (1 Kor 13, 5).

Noch helleres Licht fällt auf Priszillas apostolisches Charakterbild bei ihrer Erwähnung im Römerbrief. Da das betreffende Kapitel wirklich zu diesem Briefe gehört und nicht ein Bruchstück aus einem nach Ephesus gerichteten Paulusbriefe darstellt, so ergibt sich daraus, daß Aquila und Priszilla im Sommer 57 von Ephesus wieder nach Rom übersiedelten. Das acht Jahre früher ergangene kaiserliche Ausweisungsdekret hatte keine Geltung mehr. Klaudius war 54 gestorben; Nero wurde sein Nachfolger. Wahrscheinlich war nach dem Aufstand der Silberschmiede-Innung gegen Paulus nicht nur für den Apostel, sondern ebenso für seine Hausleute des Bleibens in Ephesus nicht mehr (Vgl. Apg 19, 23—20, 1).

Was für ein apostolischer Geist muß aber Priszilla und Aquila beseelt haben, wenn bereits im nächsten Winter (57/58) ihr Haus in Rom wiederum zum religiösen Sammelpunkt der römischen Christen geworden war! Paulus schreibt nämlich dorthin: „Grüßet Priska und Aquila, meine Mitarbeiter in Christus Jesus. Sie haben für mein Leben ihren Hals gewagt. Nicht nur ich schulde ihnen Dank, sondern alle Gemeinden der Heidenchristen. Grüßet auch die Gemeinde, die in ihrem Hause ist" (Röm 16, 4—5).

Hier erfahren wir, daß die Glaubenstreue Priszillas und Aquilas auch die Feuerprobe bestanden hat. Unter Einsatz ihres eigenen Lebens sind sie für Paulus eingetreten. Wann und wie es geschah, wissen wir nicht näher; wahrscheinlich war es in Ephesus, wo ja der Apostel so verfolgt wurde, daß er seine Gegner mit einer Meute wilder Tiere vergleicht, mit denen er zu kämpfen hatte (1 Kor 14, 32). Wüßten wir von Priska nur diese eine Tat, sie würde genügen, ihr den Dank aller christlichen Jahrhunderte zu sichern. In aufrichtiger Bewunderung rief der große heilige Johannes Chrysostomus aus, als er in seinen öffentlichen Bibelstunden für das Volk in Antiochien diese Worte des Römerbriefes erklärte: „So sollen die Frauen sein! Nicht in künstlich gekräuseltem Haar oder in gol-

denem Schmuck oder Prunkkleidern (1 Tim 2, 9), sondern in solchen guten Werken sollen sie ihren Ruhm suchen. Sag an, welche Königin hat solchen Glanz erlangt, welche wird so besungen wie diese Frau des Zeltmachers? Sie ist in aller Mund, nicht etwa zehn oder zwanzig Jahre lang, sondern bis zur Wiederkunft Christi. Alle preisen sie auf Grund dieser paar Worte des Paulus, die ihr zu herrlicherer Zier gereichen als ein Königsdiadem. Denn was gibt es Größeres, was kommt dem gleich, dem Paulus eine Stütze gewesen zu sein, den Lehrer des Erdkreises mit eigener Gefahr gerettet zu haben? Bedenke: wie viele Königinnen werden mit Schweigen übergangen; die Zeltmachersfrau dagegen wird mit ihrem Manne allenthalben gepriesen, und so weit die Sonne die Erde bescheint, reicht ihr Ruhm... Man kann auch nicht einwenden, sie hätten nur in Gefahren sich so benommen und freigebig Geld gespendet, sich aber weiter nicht um die Verkündigung des Evangeliums gekümmert. Der Apostel nennt sie ja seine Helfer und Mitarbeiter. Er findet es nicht unter seiner Würde, eine Frau seine Mitarbeiterin zu nennen, er „das Gefäß der Auserwählung" (Apg 9, 15), sondern er rühmt sich dessen sogar. Nicht auf das Geschlecht kommt es ihm an, sondern dem guten Willen reicht er die Krone" (31. Homilie zum Römerbrief).

Wenn dann der Kirchenlehrer weiter seine Hörer und Hörerinnen ernstlich auffordet, das Beispiel dieses Ehepaares in seiner Mitarbeit an der Verkündigung des Evangeliums, in seiner Treue bis zur Martyrerkrone, seiner Freigebigkeit im Almosenspenden, seiner Liebe zu Paulus und seiner Hingabe an Christus mitten im täglichen Berufsleben nachzuahmen, so ist das ein packender Aufruf zum Laienapostolat und Frauenhilfswerk aus dem Ende des vierten Jahrhunderts, dabei aber so gegenwartsnahe, als seien es Bischofsworte an die Christen von heute.

Auch der zweite Aufenthalt Priskas und Aquilas in Rom war nicht von langer Dauer. Als nämlich Paulus kurz vor seinem Tode aus der zweiten römischen Gefangenschaft dem jungen Bischof Timotheus nach Ephesus schrieb, weilten sie wieder in dieser Stadt. Paulus vergißt nicht, Grüße an beide zu bestellen (2 Tim 4, 19). Wieder steht dabei Priskas Name an erster Stelle. Für Christus nahmen beide die Opfer eines Lebens voll Unruhe und Gefahr auf sich, bald in Griechenland, bald in Kleinasien, bald in Italien und wieder in Kleinasien. Überall wurden sie rasch zum Mittelpunkt einer kirchlichen Hausgemeinde; denn die Liebe Christi drängte sie. Seitdem sie an sich erfahren haben, daß die Frohbotschaft von der Erlösung eine Gotteskraft ist zum Heil für jeden, der glaubt, wissen sie auch, daß sie allen gegenüber zu Schuldnern geworden sind, Griechen und Barbaren, Gebildeteten und Ungebildeten (Röm 1, 14—16).

Soll noch zur Abrundung des Bildes erwähnt werden, daß ein so gründlicher Kenner der urchristlichen Verhältnisse wie Adolf von Harnack in Priszilla die Mitverfasserin des Hebräerbriefes gefunden zu haben glaubte, dieses theologisch so tiefen Briefes, der uns das Priestertum des Neuen Bundes in seiner ganzen Erhabenheit darstellt? Die Ansicht Harnacks ist zwar unhaltbar, verrät aber, welch hohe Achtung dieser Frau und ihrem religiösen Wissen bis in auf unsere Tage entgegengebracht wird. Das römische Martyrologium nennt sie am 8. Juli mit ihrem Gatten in der Zahl der Heiligen.

Pfarrer Jean Baptiste Berger (1806–1888)

Von Prorektor Andreas Schüller (Boppard).

(Fortsetzung)

Im ersten Drittel des Jahrhunderts wuchsen allmählich in die vordem ganz katholische Pfarrei Protestanten hinein. Die ersten waren Weber in der Doll'schen Strumpffabrik auf Marienberg und Gesellen einer Großschreinerei, ferner Beamten. Sie schickten ihre Kinder in die katholischen Schulen und wohnten vielfach dem katholischen Gottesdienste bei. Ihre Pastoration besorgte seit 1836 der evangelische Pfarrer von St. Goar, in dessen Gemeinde die damals ungefähr 60 evangelischen Bopparder eingepfarrt wurden. Aber erst seit 1840 fand evangelischer Gottesdienst statt. Daß die Protestanten seit 1835 eine eigene Gemeinde anstrebten, hat Berger, wie wenigstens Dr. Piesbach an den Bischof berichtete, „auf unlösliche Weise (durch schroffes Auftreten) allein verschuldet. Daran zweifelt hier niemand." Die Protestanten traten zunächst mit dem Bestreben hervor, ein Simultaneum an der Karmeliterkirche zu gewinnen. Am 23. April 1835 schrieb Bischof v. Hommer an Berger: „Ew. Hochwürden haben sich bei den Ihnen gemachten Zumutungen bisheran recht klug benommen. Fahren Sie so fort und legen es aus den Ihnen bereits angeführten Gründen vorzüglich darauf an, die Sache in die Länge zu ziehen. Hoffentlich wird sich dann die Lage ändern. Der Einführung des Simultaneums in die Gymnasialkirche steht das französische Konkordat von 1801 entgegen, wonach ein Simultaneum in eine Kirche, wo dasselbe nicht schon besteht, nicht eingeführt werden soll", usw. Es werden Berger noch weitere Gründe an die Hand gegeben, die er dem Verlangen entgegenstellen möge. Jedenfalls gelang es Berger, die gefährliche Klippe zu umschiffen. Die Protestanten mieteten zu ihrem Gottesdienste einen Saal.

Im Jahre 1844 erhielt Boppard seinen ersten eigenen evangelischen Pfarrer, Nees von Efenbeck. Er gründete eine evangelische Schule und sorgte dafür, daß die evangelischen Kinder hineingeschickt wurden. Er trat auch, wie wenigstens Berger behauptet, bei Mischehen, wo die katholische Kindererziehung versprochen war, für die evangelische ein. Berger war überhaupt scharf gegen den Protestantismus eingestellt. „So wurde denn von beiden Seiten gewarnt, gedroht, die Eltern bestürmt." Die Folge war: erbitterter Streit unter den Ehegatten. — Das Generalvikariat gab (1844) Berger den Rat, den evangelischen Pfarrer zu bestimmen, sich einen eigenen Kirchhof zu beschaffen, er müsse aber die Beerdigung Evangelischer zulassen, da der Kirchhof simultan sei; übrigens habe ja auch früher schon der evangelische Pfarrer von St. Goar darauf beerdigt. Dagegen sei der Mitgebrauch der Glocken abzulehnen. In der Frage der gemischten Ehen möge Berger Vorsicht walten lassen, besonders nicht in Predigten gegen solche reden.

Berger schrieb anonym 1844 im Mainzer „Katholik" einen Artikel gegen Nees von Efenbeck, „das wahre Licht", wie er in Boppard genannt werde. „Der Installationsfeier (des evangelischen Pfarrers) wohnten sechs

Katholiken bei." Der Landrat habe in seiner Tischrede bedauert, daß die Boppardер Geistlichkeit, obschon höflich eingeladen, nicht erschienen sei. Nees verhetze die protestantischen Männer in gemischten Ehen zum Wortbruch, von katholischen Frauen erfahre er manche derbe Abfuhr[14]. Er erschüttere den Frieden der Familien. Frauen würden infolge der Hetzereien von ihren evangelischen Männern verprügelt. Die neue evangelische Schule zähle in kurzer Zeit 18 Kinder, von denen acht durch Wortbruch der katholischen Mutter entzogen seien. Nees habe auf dem Kirchhof in einer Leichenrede die katholischen Dogmen geschmäht, er lasse verschwenderisch Traktate in den Häusern verteilen, usw. Nees antwortete in einer Broschüre: „Die evangelische Gemeinde zu Boppard und die schlechte Presse, Frankfurt 1845." Der ganze Artikel Bergers wird durchgegangen und dargelegt, daß Satz für Satz auf gehässiger Verleumdung beruhe. Berger lasse die katholischen, mit evangelischen Männern verheirateten Frauen kommen und erteile ihnen den Rat, sie sollten ihren Männern, wenn diese die Kinder evangelisch erziehen ließen, kein Essen mehr kochen, sie sollten ihnen fortlaufen, u. dgl. Auf der katholischen Kanzel werde andauernd die evangelische Religion verlästert und verdammt. Daß die evangelischen Männer sich in ihrer Religion jetzt entschiedener zeigten, sei nicht auf seine Einwirkung, sondern auf die Kölner Wirren zurückzuführen. Berger übersandte dem Generalvikariate die Broschüre mit der Bitte, gegen den evangelischen Pfarrer Strafantrag stellen zu dürfen. Die Behörde aber riet vom Klageweg ab, „denn auch bei einem für Sie durchaus günstigen Ausgang dieses Prozesses werden es wahrscheinlich selbst viele Gutgesinnte mit der Stellung eines katholischen Seelsorgers unverträglich finden, zu einem solchen Extrem zu schreiten. Sollten Sie übrigens der Verfasser des Aufsatzes im „Katholik" sein, so müßte Sie auch die Klugheit von der Anstrengung einer Klage abhalten. Sie müßten sich eidlich als Verfasser bekennen und möchten wohl schwerlich imstande sein, alles, was darin dem p. Nees zur Last gelegt worden ist, auf loyale Weise zu erweisen." Das Generalvikariat meinte, „durch eine ganz gemäßigte Hervorhebung der Sie in der Broschüre gravierenden Stellen und eine einfache Angabe der Zeugen, die für die Unwahrheit derselben vernommen werden könnten, in einem öffentlichen Blatte (welches „Der Katholik" nicht sein dürfte), und mit der Unterschrift Ihres Namens versehen, können Sie sich von dem einen oder andern Verdachte hinlänglich reinigen." Berger ließ die Sache auf sich beruhen. — Im Jahre 1848 kam Nees, welcher bei der Regierung zu Koblenz und namentlich beim Oberpräsidenten gut befreundet war", in den Stadtrat. Scharfe Reibungen entwickelten sich zwischen der Partei der evangelischen Zugezogenen und den alteingesessenen Boppardern. Schließlich sah sich Nees von seiner eigenen Partei verlassen und folgte 1850 mit Freuden einem Ruf als Pfarrer nach Kreuznach. — In späteren Zeiten hat Berger mit der evangelischen Gemeinde stets in Frieden gelebt.

[14] Auch vor den Kölner Wirren traute Berger gemischte Paare niemals ohne das schriftliche Versprechen, daß alle zu erhoffenden Kinder katholisch erzogen würden.

Mit dem Progymnasium, das mit Berger unter einem Dache untergebracht war, stand er in einem wenig freundlichen Verhältnis. Der geistliche Rektor Weis berichtete am 1. September 1844 an die Regierung: „Die Anstalt hatte sich im Laufe des Sommers des Besuches des Bischofs Arnoldi zu erfreuen. Der Herr Bischof ermunterte in einer gemütlichen (= gemütvollen) Rede die Schüler zu tugendhaftem Wandel und unverdrossenem Fleiß. Wie der hiesige H. Pfarrer Berger, der nie eine öffentliche Schulprüfung, nie irgend eine Schulfeierlichkeit mit seiner Gegenwart beehrt, bei dieser Gelegenheit durch sein unzeitiges und anmaßendes Auftreten mich in meiner amtlichen Stellung verletzte und den Frieden des Tages trübte, wird einer Kgl. Regierung aus einem von dem Herrn Bischof selbst noch am selben Tage an den Herrn Regierungsrat Holzer[15] erlassenen Schreiben bereits bekannt sein. Wie schmerzlich der Hochwürdigste Herr von der von dem Pfarrer Berger gegen mich erhobenen, ganz unwahren Anklage ergriffen, bezeugen die Worte, die hochderselbe u. a. gleich nachher in meiner Wohnung gegen mich mit dem wehmütigsten Gefühle ausgesprochen: „Nie hat mich jemand so tief verletzt wie heute der Pfarrer Berger; nie hat mich jemand in so große Verlegenheit gesetzt. In Ihrer Person ist die Anstalt, und in meiner die Kirche beleidigt; ich bin dadurch ganz unwohl und werde es noch morgen sein." Bald darauf führte Berger wegen des Pfarrgartens[16] mit dem Progymnasium einen Prozeß, der in Koblenz und Köln zu seinen Ungunsten ausging. Vielleicht lag hierin der Grund des peinlichen Auftrittes. Schon 1840 lag er mit dem Progymnasium in Streit wegen der Benutzung des Hofraumes, den der Pfarrer für sich allein beanspruchte. Ueberhaupt ist zu bemerken, wie der Direktor an die Regierung berichtete, daß der Herr Pfarrer unsere Anstalt mit dem zugehörigen Lehrerpersonal von jeher so anzusehen schien, als wären wir gleichsam ein tolerierter Teil der Hausgenossen."

* * *

Im tollen Jahr 1848 hatte Boppard auch seine lokale Revolution, in der allerhand Beschwerden zum Austrag kommen sollten. U. a. erschien eine Druckschrift gegen Pastor, Bürgermeister und Friedensrichter. Berger wird vorgeworfen, daß er wegen des Karmelitergartens ans Gericht gegangen sei und die Stolgebühren erhöht habe, ihm wird der Rat erteilt, sich versetzen zu lassen. Um die aufgeregten Bopparder Gemüter zur Ruhe zu bringen, rückte von Koblenz eine Kompanie Soldaten heran. Berger bewirkte aber, daß sie bei Rhens den Befehl zur Umkehr erhielten, indem er sich persönlich für die Ruhe in der Stadt verbürgte. Berger gründete und organisierte sofort eine Bürgergarde, die auch zum Schutze seines eigenen Lebens und Gutes einen Posten ins Pfarrhaus stellte.

Die kraftvolle Persönlichkeit, seine Originalität, vor allem aber seine Dichtkunst trugen den Namen Bergers durch ganz Deutschland. Im Jahre 1861 wurde er Definitor, 1870 Dechant. Mit vielen hervorragenden

[15] Oben bei Marienberg haben wir ihn schon kennengelernt. Das Schreiben war im Staatsarchiv nicht auffindbar.

[16] Das Bürgermeisteramt wollte einige Bäume fällen, weil sie Schulräume verdunkelten, was Berger nicht zugeben wollte.

Männern, besonders mit Abgeordneten, stand er in persönlichem und beruflichem Verkehr. Auch in der schlimmsten Zeit des Kulturkampfes unterhielt er, wie vorher mit der Königin Elisabeth, so jetzt mit der Kaiserin Augusta eine fast freundschaftliche Verbindung. Stets beteiligte sie sich an den Verlosungen des Waisenhauses, das sie auch mehrmals besuchte. Als sie aus der Zeitung von dem großen Brande von Boppard im Jahre 1884 erfuhr, ließ sie sich sofort durch ihre Hofdame erkundigen, ob der Dechant persönlich keinen Schaden erlitten habe. Besonders befreundet, wohl auch als Landsmann, war er mit dem österreichischen Staatskanzler, Fürst Metternich. Wenn er auf Schloß Johannisberg im Rheingau zur Tafel geladen war, pflegte ihm Fürst Metternich zuzutrinken: „Johannisberger dem Johannes Berger!" Einen seiner Kapläne, Nikolaus Weller (später Pfarrer in Oberheimbach) empfahl er (1863) als Erzieher in das gräfliche Haus Esterhazy. Bei seinem goldenen Priesterjubiläum im Jahre 1880 sandte ihm Papst Leo XIII. eine goldene Medaille mit seinem Bild. Es beglückwünschten ihn u. a. die Zentrumspartei, das Trierer Domkapitel, Weihbischof Kraft, Bischof Krementz, die Dekanatsgeistlichkeit, Prinzessin Maria von Hohenzollern. Besonders aber erfreute ihn ein Schreiben aus Porto Allegre (Brasilien) der um 1848 nach Amerika ausgewanderten Bopparder. Windhorst verbrachte zu seiner Erholung im Herbst stets einige Wochen in Boppard; er trat dabei Berger näher. Windhorst richtete beim goldenen Priesterjubiläum ein Schreiben an das Generalvikariat, Berger eine päpstliche Auszeichnung zu erwirken. Bischof Korum aber war aus gutem Grunde gegen Titelverleihungen an seinen Klerus. So wurde der Anregung des Zentrumsführers nicht nachgegeben. — Berger verkehrte wenig mit dem Klerus. Wer ihm geistig nicht imponierte, den ließ er liegen. Er hielt kein Kirmesessen, statt dessen verteilte er Brot an die Armen. Der ihm am nächsten stehende Geistliche, sein Patenkind, unter demselben Dache als Sohn eines Lehrers geboren, war der als rheinischer Geschichtsforscher bekannte Pfarrer Johann Nick aus Salzig[17], der mit scharfer Feder manchen Artikel in der Kulturkampfzeit und gegen den Altkatholizismus schrieb. Mit seinen Kaplänen stand Berger durchweg gut, besonders mit seinen treuen, langjährigen Kulturkampfkaplänen Karl Maria Dethier und Michael Schreiber. Er hielt auf zeremonielles Benehmen. Die Kapläne pflegten an der Türe, in der Mitte des Zimmers und vor seinem Pult eine Verbeugung zu machen. Abends lud er sie oft ein und erzählte bei Bopparder Hamm, der aus großen Wassergläsern getrunken wurde, von vergangenen Zeiten, von seinen Erlebnissen und Reisen. Berger war ein leidenschaftlicher Priser. Gern bot er die Dose an mit der Einladung: „Wer will sich bequemen, / Ein Prischen zu nehmen / Zur Nasenerquickung? / Vortreffliche Mischung! / Ich hab' sie erdacht, / Ich hab' sie gemacht!" / usw. Plötzlich als er gerade in Bad Bertrich weilte, brach er mit einem Schlag das Prisen ab, was ihm lange Zeit große Qualen bereitete. Seine Schwester Claire führte die Dose bis an ihr Lebensende. Die lange Pfeife hatte Berger zu Hause stets in der Hand. Oft war er an seinem Pult sitzend so in Qualm eingehüllt, daß man ihn beim Eintritt ins Zimmer nicht sehen

[17] Vgl. A. Schüller, Johann Nick, Trierische Chronik, XI, 84 ff.

konnte. Kam ein Bürger in die Studierstube, mußte er in strammer Haltung am Türpfosten stehen bleiben und warten, bis Berger sich erhob und aus seinem Pfeifenqualm herauskam. Seine Stimme war gewöhnlich laut, rauh und barsch. In jüngeren Jahren streifte Berger viel in den Wäldern umher; mancher Forstfrevler und Wilddieb begegnete ihm, der sich scheu duckte, wenn Berger ihn scharf anfuhr, weil er ihm den Gruß versagt hatte. Er pflegte die Vögel am Fenster, die zutraulich ihm aus der Hand fraßen. Er übte in Mußestunden das Handwerk des Drechslers aus und fertigte manche Gegenstände zur Verlosung für sein geliebtes Waisenhaus, für das er auch weite Kollektenreisen machte und monatlich in der Stadt sammelte. Nicht nur Freitags, sondern zu Ehren der Gottesmutter übte er auch Samstags Abstinenz. In jungen Jahren hielt er ein Reitpferd, mit dem er ausgedehnte Touren unternahm. Auch trieb er in der ersten Zeit etwas Landwirtschaft und hielt eine Kuh. Ein merkwürdiges Schriftstück vom Jahre 1841 hat sich im Pfarrarchiv erhalten: „Landrätliche Verfügung über den Weg, den des Pfarrers Kuh zu gehen hat."

Die Seelsorge war noch einfach, unkompliziert. Berger kehrte, mehr noch als es überhaupt im Geiste der Zeit lag, die Autorität, den Herrscher hervor. Manche Bopparder zogen, wenn Berger durch die Straßen ging, es vor, in einer Seitengasse oder in einem Hause zu verschwinden. Vor dem Kulturkampfe pflegte Berger in gebildeten Familien zu verkehren, auch in solchen, die nicht als besonders kirchlich gesinnt bekannt waren; bei dem starken Zuzug fremder Elemente, besonders seit Anfang der altkatholischen Bewegung zog er sich auf seine Studierstube zurück und wählte die freiwillige Einsamkeit. Die schriftlichen Pfarrgeschäfte, dienstliche Korrespondenz, Pfarrbücher, Archiv führte Berger mit peinlicher Sorgfalt. Ein Vereinswesen im späteren Sinne gab es vor den siebziger Jahren noch nicht. Im Jahre 1832 beantragte Berger beim Generalvikariate die Sebastianusbruderschaft aufzulösen. „Sechs oder acht junge gleichgekleidete Burschen, mit Goldpapier wunderlich verziert, große altfränkische Hüte mit Federbüschen auf dem Haupt, begleitet von einer lärmenden Musik, holen die Fahne im Hause des Brudermeisters ab, hintendrein eine Rotte von Gassenbuben." So beginnt der lustige Kirmestag; „während der Prozession wird das hölzerne nackte Bild des heiligen Sebastian und des heiligen Rochus, welcher als kleines possierliches Männchen in seltsamem Ornat in Holz ebenfalls abgebildet ist, herumgetragen." „Die Protestanten, deren hier doch immer an 70 oder 90 sind, nehmen Anlaß, an derlei Sitten und Gebräuchen zu spötteln, und dem gebildeten Teile der Bevölkerung sind solche Aufzüge unerträglich und höchst ärgerlich geworden." Die Behörde aber ordnete Besserung, nicht Auflösung der Bruderschaft an. Die vor der Zeit Bergers aufgelöste Sakramentsbruderschaft tat sich seit 1830 mit 50 Mitgliedern wieder zusammen und organisierte sich nach ihren alten Satzungen. Um 1848 begann die Bruderschaft vom Namen Jesu ins Leben zu treten. Im Jahre 1873 wurde der Verein der Marienkinder eingeführt.

Eine überaus glänzend verlaufene Jesuitenmission, bei der 2300 Menschen zu den Sakramenten gingen, fand auf Anordnung der Be-

hörde im Jahre 1872 zum Schutz gegen die altkatholische Bewegung statt. Es war die erste Mission nach dem Untergang des alten Jesuitenordens (1773).

Im Jahre 1841 führte Berger eine Restauration der Pfarrkirche durch, bei welcher Gelegenheit im Geiste der „Stileinheit" leider die alte Ausstattung verschwand.

Berger war ein eifriger und gewissenhafter Prediger. Aus der ersten Zeit seiner Bopparder Wirksamkeit haben sich acht dicke, sauber geschriebene und sorgfältig gebundene Bücher seiner handschriftlichen Predigten erhalten. Jede Predigt dauerte 1 bis 1½ Stunden; sie waren theologisch korrekt, gut gegliedert und sorgfältig ausgearbeitet. Die Sprache ist einfach und nüchtern. Auf der Kanzel legte Berger den Dichter ab. Nicht mischte er Lokales und Persönliches in die Predigt ein. Hatte er solches vorzubringen, so schrieb er es ins Verkündigungsbuch und las es vor der Predigt vor. An manchen Predigten merkt man an den mehrfarbigen Unterstreichungen und der Disposition am Rande die Mühe des Memorierens. — Im Unterricht war er in der Form starr. Er hielt viel auf Formel und Auswendiglernen. Er führte ein scharfes Stockregiment, auch den Kindern der angesehensten Familien gegenüber. Er erntete wenig Liebe, aber Furcht und Achtung. Wenn ein Kind aufgerufen wurde, mußte es aufstehen, eine Verbeugung machen und seinen Namen sagen, dann die Frage und Antwort. Versagte ein Knabe, dann wurde er von zwei Mädchen an die Türe gebracht, dort machten ihm die Mädchen eine Verbeugung, und er war in die Klasse des Kaplans entlassen. Umgekehrt führten zwei Knaben ein versagendes Mädchen hinaus. — Als Ortsschulinspektor war Berger im Besuch der Schulen, im Abhalten von Konferenzen, im Führen der schriftlichen Arbeiten fleißig und korrekt. Im Jahre 1869 reichte auf Veranlassung des Pastors die Bopparder Bürgerschaft zusammen mit der Koblenzer einen Protest an das Abgeordnetenhaus ein gegen die beabsichtigte Erklärung der Simultaneität der Schulen; die Lehrer sammelten die Unterschriften. „Danken wir Gott, heißt es in einer Kanzelansprache Bergers, daß wir in dem Oberhaupte unserer heiligen Kirche (Pius IX.) einen so heldenmütigen Ritter und Engel des Hl. Geistes besitzen."

Vor dem Kulturkampfe entstanden in Boppard zwei Ordensniederlassungen. Von der Aufhebung der Orden in der französischen Revolution bis 1855 kannte man in Boppard keine Ordensleute. In diesem Jahre berief Berger die Borromäerinnen, die das Spital übernahmen. Nach und nach kamen durch Bergers Hilfe hinzu: Verwahrschule, Nähschule, Waisenhaus, Haushaltungspensionat, ambulante Krankenpflege. Das Waisenhaus war Bergers Lieblingsstiftung. Für es bettelte er ganz Deutschland an, auch die Königin. Im Jahre 1857 war er acht Wochen, 1858 zwölf Wochen zu Kollektenreisen nach Köln, Düsseldorf, nach dem Niederrhein, nach den Niederlanden. Belgien, Westfalen, nach Frankfurt usw., beurlaubt. Auch eigenes Geld steckte er reichlich in die Stiftung hinein. Die Kapelle, Johannes dem Täufer und der hl. Klara (sein und seiner Schwester Patrone) geweiht, konnte erst 1865 konsekriert werden. Im Jahre 1868 kamen die Ursulinen nach Boppard.

In demselben Jahre wurde in Boppard das katholische Lehrerseminar eröffnet, dessen Kapelle Berger einsegnete, wie er auch bei der Eröffnungsfeier den Bischof vertrat.

Der sozial-kirchliche Gesellenverein wurde 1864 gegründet. Er wurde mehr das Feld der Kapläne. Berger blieb ihm ziemlich fern, wie er überhaupt für das moderne Vereinswesen weniger Verständnis hatte.

Der „Bopparder Anzeiger" erschien in kleinem Format wöchentlich zweimal; dies farblose, wenig katholikenfreundliche Blatt, von einem Protestanten redigiert, entwickelte sich durch den Kulturkampf seit 1872 zu einer nationalliberalen, katholikenfeindlichen, dreimal wöchentlich erscheinenden Zeitung. Nach brieflicher Mitteilung des damaligen Redakteurs Theodor Böhmer war zu Anfang des Kulturkampfes die Zeitung in Boppard selbst nur mit 32 Exemplaren vertreten; die Mehrzahl der Abnehmer saßen in den benachbarten Rheinstädtchen, auf dem Hunsrück und an der Nahe. Die Zeitung brachte es während des Kulturkampfes auf 1500 Exemplare. Die Zentrumskatholiken hatten dem nichts entgegenzustellen, sie flüchteten in die 1872 gegründete Koblenzer Volkszeitung. Einige wenige Aeußerungen Bergers über die Zeitung sind uns erhalten. Im Jahre 1868 tadelte es Berger, daß der „Bopparder Anzeiger" den „Lahrer hinkenden Boten" zum Verkauf anzeige, daß auf Fastnachtssonntag ein Wirt für die Zeit der Elf-Uhr-Messe eine „Biermesse" ankündige, „das Schändlichste, was bisher noch in dieser alt-katholischen Stadt gedruckt wurde." Im selben Jahre empfand es Berger als bitter, daß, „ein Zeichen der sogenannten Aufgeklärten", bei den Begräbnissen nicht nachgebetet werde. (Fortsetzung folgt.)

In der vorigen Nummer S. 266 Zeile 7 hat sich folgender sinnverwirrender Druckfehler eingeschlichen: Statt Friedrich Wilhelm IV. muß es heißen Friedrich Wilhelm III.

Wer Zeitung
liest, schaut
in die Welt,
und nicht nur
bis zum Zaun!

BÜCHERBESPRECHUNGEN

TREVIRENSIA

Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes von Josef Steinhausen. Herausgegeben vom Rheinischen Landesmuseum in Trier. Mit 25 Textabbildungen, 46 Tafeln und 1 Übersichtskarte. 1936. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei GmbH., Trier. XVI, 614 Seiten, gr. 8°. Geh. 8,— RM; geb. 9.— RM.

Im Jahre 1932 hat der Trierer Studienrat Dr. Jos. Steinhausen zu der von der Ges. für Rhein. Geschichtskunde im Verein mit den Landesmuseen in Bonn und Trier u. d. Röm.-Germ. Kommission des Archäol. Instituts d. Dtsch. Reiches geplanten Archäologischen Karte der Rheinprovinz von dem ersten Blatt „Trier" das erste Halbblatt „Trier—Mettendorf" erscheinen lassen und dazu als Textband die Ortskunde Trier—Mettendorf (= OK), worüber im P. b. 43. 1932. S. 308 sehr empfehlend berichtet worden ist. Die damals schon angekündigte (OK. S. XII/XIII) und jetzt vorliegende Archäol. Siedlungskunde d. Tr. Landes bildet dazu den krönenden Abschluß; es ist die reife schwere Frucht vieljähriger gewissenhafter Forschungen und Beobachtungen.

Der Abschnitt I. Geschichte der archäologischen Landesaufnahme des Trierer Landes (S. 1—52) berichtet über die vom Mittelalter her bis jetzt an der archäol. Bodenforschung des Tr. Lds. geleistete Arbeit unter Ausscheidung der eine Sonderbehandlung erfordernden Denkmäler der Stadt Trier (S. 3). Der Abschnitt II. gibt die natürlichen Grundlagen der Besiedlung im Bereich der Karte Trier—Mettendorf (S. 53—85) mit der sehr beachtlichen Vorbemerkung (S. 55), daß unser verhältnismäßig kleiner Kartenausschnitt außerordentlich vielseitige „geographische" Verhältnisse zeigt; es bleibe wohl kein Moment, das sonst im Trierer Bezirk eine Rolle spielt, unberührt, weshalb das hier Gesagte leicht auch auf ähnliche Verhältnisse anwendbar sei, was durch gelegentliche Hinweise noch erleichtert wird. Besondere Rücksicht ist genommen auf das südliche Anschlußblatt „Saarburg." Der Abschnitt III: Alte Straßen und Wege des Kartenblattes Trier—Mettendorf (S. 87—197) bringt unter A. wichtige prinzipielle, methodische und sprachgeschichtliche Vorbemerkungen zur Straßenforschung im Trierer Bezirk (S. 89—109) und unter B. die Streckenbeschreibung (S. 110—197) d. i. eine nach Möglichkeit genaue und belegte Beschreibung aller alten Straßen und Wege des Bereiches Trier—Mettendorf. Alles bisher Gebotene ist gewissermaßen nur Vorarbeit zu dem nun folgenden Hauptabschnitt IV: Das Bild der Besiedlung (S. 199—590) des Trierer Landes von den Anfängen menschlicher Anwesenheit bis auf die Zeit Karls des Großen. Hier wird zum ersten Male der Versuch zu einem solchen Gesamtbilde der Entwicklung menschlicher Siedlung und Kultur im Trierer Lande gemacht unter Berücksichtigung besonders auch der vielen Zusammenhänge nach dem Westen hin. Im einzelnen behandelt St. demnach zunächst die Steinzeit (S. 201—232), die Bronzezeit, einschl. der Urnenfelderstufe (S. 233—244) und die Eisenzeit (S. 245—283), dann sehr ausführlich die Zeit der römischen Herrschaft (S. 284—462) und endlich die merowingische Zeit (S. 463—590).

Steinhausen betont selbst, daß sein Bild der Besiedlung nirgends Abschließendes geben könne und wolle (S. VII), daß bei der heute mit so großem Eifer betriebenen Spatenforschung seine Darstellung rasch überholt sein könne (S. VI/VII). Das hindert aber nicht, daß Steinhausens Werk die rühmlichsten Anerkennungen und glänzendsten Bespre-

chungen findet und sie auch wirklich verdient. Sein Bild ist gezeichnet mit einer ganz seltenen Kenntnis des behandelten Gebietes, besonders von Trier—Mettendorf, das er nach allen Richtungen hin bereist und begangen hat, und das ihm außerdem sowohl nach den dort gemachten Funden als auch nach der geschichtlichen Überlieferung vollständig vertraut ist. Auch die benachbarten Wissenschaften wie Sprachgeschichte, Ortsnamen- und Flurnamenforschung, Philologie und Geschichtswissenschaft werden herangezogen. Die zahlreichen noch ungelösten Fragen und Probleme der sog. vor- und frühgeschichtlichen Forschung werden nicht verschwiegen, sondern unter vorsichtiger und klug wägender Stellungnahme berührt. Und Steinhausen selbst weist der Forschung an vielen Stellen neue Fragen oder Lücken auf, die der Bearbeitung bedürfen.

Uns interessiert hier besonders, daß Steinhausen in sein Gesamtbild von der Römerzeit ab auch die christlichen Züge mit wertvollen Ergebnissen und Anregungen hineingewirkt hat. Die Anfänge des Christentums und seine Entwicklung in Stadt und Land, Entstehung der Pfarreien, Patrozinien, Pilgerstraßen sind so einige Punkte, die unsere Beachtung vor allem verdienen. Wie schon im P. b. 43, 1932, S. 308 sei auch hier die Bedeutung der Arbeiten Steinhausens für die Orts- und Pfarrgeschichte nochmals stark unterstrichen; das gilt in erster Hinsicht für die Orte im Bereich Trier—Mettendorf zwischen Trier im S. und Bitburg—Rittersdorf im N. und von der luxemburgischen Grenze im W. bis zur Linie Bergweiler, Dreis, Hetzerath, Mehring im O. Aber auch für alle anderen Orte des Trierer Landes ist St. sozusagen unentbehrlich. Und man kann sich an Hand Steinhausens überdies in alle Fragen der Siedlungsgeschichte hineinarbeiten und dann vielleicht auch selbst daran mitarbeiten, wie es von vielen Geistlichen geschehen ist, die neben vielen anderen bei St. dankbar erwähnt werden. Die überaus zahlreichen Anmerkungen führen so gut wie vollständig ein in die einschlägige Literatur, und das sorgfältig gearbeitete Register (S. 591—614) erschließt das Werk nach allen Richtungen hin. Nimmt man noch dazu, daß das glänzend ausgestattete Buch zu einem außerordentlich billigen Preise zu haben ist, dann wird man wohl sagen müssen, daß es in keiner Bibliothek eines Trierer Geistlichen fehlen dürfte.

Trier. M. Schuler.

ALTES TESTAMENT

Das Buch Lewitikus übersetzt und erklärt von Dr. Paul Heinisch. (Die Hl. Schrift des A. T., herausgegeben von Dr. Frz. Feldmann und Dr. Heinr. Herkenne, I. Bd., 3. Abtlg.) Bonn 1935. Peter Hanstein, Verlagsbuchhandlung. XII u. 132 Seiten. Geh. 4,50 RM; geb. 6,00 RM.

Im Rahmen des Bonner Bibelwerkes hat der Verfasser in gleicher Linie und Vorzüglichkeit wie bei seinen Kommentaren zur Genesis und zum Exodus das Buch Lewitikus behandelt. Auch hier vertritt er den Standpunkt einer gemäßigten Ergänzungstheorie. H. sucht die Bedeutung und die Tragweite der einzelnen Gesetze festzustellen, sodann ihr Alter zu bestimmen und dabei zu fragen, inwieweit mosaisches Gut vorliegt. Eingehend wird die Entstehung der Gesetzessammlung aus Teilsammlungen erörtert. Daß seinen Lösungen vielfach nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit zukommt, ist sich Verfasser wohl bewußt.

Die Bücher Samuel übersetzt und erklärt von Dr. Karl A. Leimbach (Die Hl. Schrift des A. T. herausgegeben von Dr. Frz. Feldmann und Dr. Heinr. Herkenne III. Bd. 1. Abtlg.) Bonn 1936. Peter Hanstein, Verlagsbuchhandlung, XIII u. 234 Seiten. Geh. 7,80 RM; gebd. 9,60 RM.

Entsprechend den Richtlinien des Bonner Bibelwerkes sind die Lesarten nicht näher begründet, und die verschiedenen Erklärungsversuche keiner besonderen

Beurteilung unterzogen worden. Die literarkritischen Fragen behandelt L. in der Hauptsache berichtend. Die Übersetzung ist gefällig. Die Erklärungen könnten bei dem vielfach leicht erzählenden Text manchmal etwas kürzer gefaßt sein, ohne an Güte einzubüßen.

Trier. Theis.

DOGMATIK

Junglas, Johannes Peter. Die Lehre der Kirche. Eine Laiendogmatik. Bonn, Verlag der Buchgemeinde. 1936. XV, 375 S. 8°. Preis 5,80 RM.

Das Buch will dem gebildeten katholischen Menschen der Gegenwart unsere Glaubenslehre darlegen und begründen. Es ist eingeteilt in drei Bücher. Das erste behandelt die religiöse Erkenntnislehre, das zweite die Lehre von Gott und der Erschaffung der Welt, das dritte die Erneuerung der Welt durch Jesus Christus in der Erlösung, Heiligung und Vollendung. Seinem Zweck entsprechend geht das Buch besonders auf die Schwierigkeiten ein, die durch die heutige Zeit veranlaßt werden. Dem im Namen germanischer Art erhobenen Vorwurf, das Christentum sei unheldenhaft, werden die sittlichen Werte der katholischen Lehre gegenübergestellt und die unsittlichen Konsequenzen aufgezeigt, die am Ende jeder Irrlehre stehen. Größer sind die Schwierigkeiten, die sich aus jenen Auffassungen über die Entstehung des Dogmas bilden, die von der liberalen protestantischen Theologie in ihrem fast schrankenlosen Individualismus erdacht wurden und die in vielen Rinnsalen populärer Literatur unseren Gläubigen zufließen. Dagegen bietet das Buch ein wirksames Gegenmittel in der ungeschminkten Darstellung der Entwicklungsstufen jener Lehrpunkte, um die heute besonders gekämpft wird. Nicht zuletzt ergeben sich viele große Schwierigkeiten dadurch, daß die ewige Wahrheit des Dogmas nicht genügend geschieden wird von zeitgebundenen Erklärungen, von den Ausprägungen mannigfacher Schulweisheit und von den oft einseitigen Darlegungen sogenannter Erbauungsliteratur. Daher hat Junglas überall scharf die Lehre der unfehlbaren Kirche von der Theologie und den religiösen Volksmeinungen abgetrennt. Das Buch wird auch den Priestern durch seinen Gehalt und seine Art vieles geben. Für die Erwachsenen-Katechese bietet es eine reiche Fundgrube, wertvolle Hinweise und solide Grundlage. Daher ist es sehr zu empfehlen.

Quasten, Johannes. Monumenta eucharistica et liturgica vetustissima. Pars I. u. II. (Florilegium Patristicum tam veteris quam medii aevi auctores complectens. Fasciculus VII.) 1935. IX, 67 bzw. 111 Seiten. Preis 2,80 RM; bzw. 1,80 RM.

Die früher von Gerhard Rauschen edierten Monumenta eucharistica gibt jetzt der aus der Schule von Franz J. Dölger kommende Universitätsdozent Johannes Quasten (Münster) heraus. Das Faszikel ist in sechs Einzelteilen erhältlich. Gegenüber den früheren Auflagen ist das Quellenmaterial vermehrt und die neueste Literatur angegeben. Daher greift man mit Freuden beim Selbststudium und bei Seminarübungen zu dieser neuen sorgfältigen und musterhaften Ausgabe.

Trier. Ignaz Backes.

EINGESANDTE SCHRIFTEN

Bücher sind nur an die Schriftleitung des Pastor bonus, Trier Priesterseminar, zu senden. Besprechung erfolgt nach Möglichkeit; eine Verpflichtung wird nur bei angeforderten Büchern übernommen

Albrecht, P. Justinus, O. S. B.: „Ignis Ardens" Pius X. und das christliche Leben, mit Illustrationen. 1936, 8°, 160 S. 1,50 RM. Verlag Marietti, Turin-Rom. — Depot für Deutschland: Lentner'sche Buchhandlung (Dr. E. K. Stahl), München, Dienerstraße 9.

Algermissen, Dr. Konrad, Prof. der Theologie: Die Jesuiten. Wer sind sie? Was wollen sie? 40 S. Verlag des Johannesbundes, Leutesdorf

Bibel und Volk. Eine Schriftenreihe der Katholischen Bibelbewegung. — Stuttgart. Heft 5—7. 1936 Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker.